This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

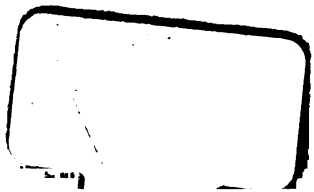
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573660 7



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Weissenbahn Sc. Mon.

Omar und Rosalka.

Omars Lehren,

oder

Biographien zur Menſchenkenntniß.

Ein Buch

für die Welt, wie ſie iſt, nicht wie ſie ſeyn ſoll,

geſchrieben

von

dem Hofrath von Eckartshauſen.

München,

bey Joſeph Lentner. 1788.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
671643
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1914 L

Innhalt.

1. Licka: oder man beurtheilt die Menschen falsch, wenn man jeden nach seinem guten Herzen beurtheilt.

2. Sophie Lauber: oder man findet oft ein gutes Mädchen, wo man sie nicht zu finden glaubt.

3. Geschichte Ferdinand N.: oder es ist immer gefährlich, den Leidenschaften der Grossen zu schmeicheln.

4. Der Fähnrich, und der Greis.

5. Liston und Emilie: oder die Leidenschaften schlummern oft nur, und erwachen wieder; man traue nie ganz seinem Herzen.

6. Das alte Mütterchen, und der Knabe.

7. Grimalda: oder selten heurathen die Männer aus Liebe; meistentheils aus Eigennutz.

8. Die unglückliche Frau. Eine Reisebegebenheit.

9. Erwin und Celie: oder wahre Liebe kennt keinen Zwang. Man muß wahre, edelliebende nicht hart behandeln.

10. Somar: oder wer glücklich seyn will, der suche das Glück in seinem Herzen.

11. Nazar: oder man muß etlichemale geprellt werden, bis man klug wird.

Anwendungen.

Zu Lickas Geſchichte. Karakter des wahren Wohllüſtlings. Kennzeichen des Wohllüſtlings, Grundregeln in Rückſicht dieſes Karakters, Beweggründe, den Wohllüſtling zu fliehen. Coquetterie, was ſie ſey, worinn ſie liege. Folgerungen, aus der Coquetterie gezogen. Warnungen für junge, romanhafte Leute.

Zu Sophie Lauber und Ferdinand N. Lehre, wie man mit rohen Menſchen umgehen ſoll. Karakter eines ſolchen Menſchen in dem Schloßwärter zu N. Karakter eines guten Mädchens in Sophien. Karakter eines reichen, ungebildeten Menſchen. Warum reiche, ungebildete Menſchen ſelten Mitleid fühlen. Urſachen hievon. Die Güte aus Stolz, die Großmuth aus Hoffart, und die Menſchenfreundlichkeit aus Schwachheit. Grundſätze, wie man ſolche Menſchen behandeln ſoll. Wahre Politik, wie man mit Groſſen und Reichen umgehen muß. Niederträchtigkeit der Schmeicheley! böſe Folgen; edler Anſtand ohne Erniedrigung; Höflichkeit ohne Schmeicheley.

Zu Liſton und Emilie. Wie uns oft unſer eigenes Herz betrübt. Von der ſchwärmeriſchen

rischen Liebe, und der Gefahr derselben. Was diese Liebe sey, wie sie den Menschen täuscht, und ins Verderben stürzt. Heftigkeit unsrer Einbildung. Nothwendigkeit, diese herabzustimmen. Wie man den Karakter eines Mädchens studiren soll. Falsche Grundsätze, die man sich macht, wenn man heurathet. Fehler der Mädchen. Fehler der Männer. Wie sich beyde Theile oft selbst betrügen. Galanterie der Frauenzimmer, worinn sie sich gründet. Wie man sie bessern soll. Von der Brutalität der Männer; daß diese das schöne Geschlecht nicht bessert. Von der Eifersucht; was sie sey, worinn sie sich gründe. Daß nicht immer Liebe die Ursache davon sey; meistens Eitelkeit. Wie man die Fehler gegenseitig dulden, und sich betragen soll.

Zu Grimalda. Von den Heurather aus Eigennutz. Wie unglücklich oft reiche Mädchen werden. Karakter solcher Menschen, die bloß aus Eigennutz heurathen. Wie Mädchen diese Menschen erkennen können, wenn sie sich auch verstellen. Grundregeln zu dieser Kenntniß. Lehren für die Männer.

Zu Erwin und Celie. Von der wahren Liebe, und der eingebildeten. Ursachen, warum so viele Menschen durch die Liebe un-

glücklich werden. Was wahre Liebe sey. Wie man wahrhaft verliebte Personen behandeln soll. Durch Gewalt und Furcht verdirbt man mehr, als man gut zu machen glaubt. Von der niedrigen und edlern Liebe. Vom Materiellen und Geistigen. Wie man sich von der Krankheit der Liebe heilen soll, um nicht unglücklich zu werden.

Zu Somar. Daß die Aeltern die ersten Freunde und Vertrauten ihrer Kinder seyn sollen. Wie man Menschen erziehen soll, daß sie glücklich werden. Wie sanft und angenehm die Wege der Tugend sind, wie edel der Karakter eines guten Jünglings. Wie mächtig die Tugend in uns wirkt, über unsere Leidenschaften zu siegen, und wie sanft, wie groß ihre Belohnungen in uns selbst sind.

Zu Nazar. Daß nur die Erfahrung den Menschen klüger macht. Wie gefährlich es ist, unter Grossen und Reichen zu leben. Wie behutsam man seyn muß, um sie nicht zu beleidigen. Wie nothwendig es dem Menschen ist, sehen, hören und schweigen zu können. Von der Nothwendigkeit zu schweigen, und der grossen Wissenschaft, den Menschen Wahrheit zu sagen, ohne sie zu beleidigen.

Omar lernte die Menſchen, und die Welt kennen. Er war einſt am Hofe, begleitete dort eine anſehnliche Stelle, und ſtudirte die Menſchen aus Erfahrungen. Müde der eingebildeten Gröſſe verließ er ſeine Ehrenſtellen, und entſchloß ſich nach den canariſchen Inſeln zu ſchiffen, und dort im ſtillen Genuße der Freuden der Natur ſeine Tage zu enden. Er ſetzte ſich mit ſeiner Tochter Roſalka, einem liebenswürdigen Mädchen, zu Schiffe; allein ein Sturm vereitelte ſeine Abſicht. Omars Schiff ſcheiterte, und er ward nebſt ſeiner Tochter, die die Vorſicht zu ſeiner Erhaltung rettete, in ein abgelegenes Eiland geworfen, wo er nach fünf Jahren ſein Leben ſchloß.

Unglücklich war Omar nicht, denn er hatte es bereits dahin gebracht, das Glück in ſeinem Herzen zu finden. Am Ufer des Meeres war ſeine Hütte gebaut, und Olivenbäume umſchatteten ſie. Da ſaß er täglich mit ſeiner Tochter, überſah die unermeſſene Fläche des Meeres, und erzählte ihr den langen Tag über, wie die Menſchen ſind, und was er erfuhr. Sorgfältig zeichnete das gute Mädchen auf Baumrinden ſeine Worte, und manche ſanfte Thräne netzte das Blatt, worauf ſie ſelbe zeichnete.

Nach fünf Jahren, die Omar und Rosalka auf diesem Eilande verlebten, landete ein spanisches Schiff. Ein edler Jüngling sah Rosalka, liebte das Mädchen, und begehrte es zum Weib. Omar gab's ihm, und unter freyem Himmel ward das Band der Liebe geschlossen. Omar war glücklich, seine Tochter noch vor seinem Tode versorgt und gerettet zu sehen; aber sein vor Alter zu schwaches Herz konnte die Heftigkeit der Freude nicht mehr ertragen. Er starb noch auf der Insel in den Armen seiner Tochter, und seines Schwiegersohnes. Die Thränen, die Rosalka über den Tod ihres Vaters weinte, trocknete die Liebe ihres Gatten von den rosigten Wangen. Er verließ mit Rosalka diesen traurigen Ort, und kam glücklich nach Madrid, wo er die seligsten Tage an der Seite seiner Gattinn verlebte. Rosalkas Brautschatz waren Omars Lehren und Erzählungen, die hier folgen.

Je mehr man ſich und die Welt kennen lernt, deſto mehr führt uns dieſe Kenntniß zur Natur und zum Schöpfer zurück. Wohlthätig iſt die Erfahrung; wenn ſie auch mit Bitterkeit unſre Herzen kränkt, ſo giebt ſie uns doch oft manche lohnende Stunde.

Leiden muß der, dem die Natur ein empfindſames Herz gab, wenn er ſich aus dem geträumten Paradieſe ſeiner Glückſeligkeit, aus ſeiner Engelswelt unter ſchwachen Menſchen verſetzt findet, die die Macht der Leidenſchaften regiert; wovon die meiſten die Diener ihrer Selbſtliebe ſind: allein nur ſtuffenweis führt die Vorſicht den Menſchen zu wahren Kenntniſſen, und ſie beſtimmt die Erfahrung zu unſrer Führerinn. Dieſe Erfahrung führt uns von den Irrwegen unſrer Träumereyen zurück, und lehrt uns durch Wahrheit Menſchen und Welt kennen, wie ſie ſind, nicht wie wir ſie uns einbilden.

Aufmerksam auf mein eigenes Herz, auf den Gang meiner Ideen, will ich meine Fehler, meine Thorheiten und meine Irrthümer aufzeichnen — was ich sah, was ich bemerkte, was ich sammelte. Ich habe mich bemüht, mit Kaltblütigkeit meinen und anderer Karakter studiren; belauschte mein eigenes Herz und die Herzen anderer in verschiedenen Lagen, Umständen, und Stellen; zeichnete alles sorgfältig auf, und zog Grundsätze aus wahren Erfahrungen.

Als ich in die Welt trat, so träumte ich mir ein Elisium, und meine ganz überspannte Einbildungskraft ließ nichts als vollkommene Wesen herumwandeln; aber bald sah ich, daß ich mich betrogen, und der entsetzliche Abstand der Wesenheit von der Einbildung brachte mich ganz aus meiner Fassung. Da ich nichts als Engel zu finden glaubte, so war es ganz natürlich, daß die Entdeckung dieses Betruges mich wieder auf eine andere Art von Täuschung führte. Ich verwandelte meine Engel in Satans Gestalten, fand diese schöne Erde einen Wohnort von Teufeln, und kam von einem Irrthum zum andern.

Traurig wandelte ich manchen Abend in den Fluren, liebte die Einſamkeit, und ſchauderte zurück bey dem Anblick einer Menſchengeſtalt.

Nach und nach ſtiegen ſanftere Empfindungen in mein Herz; von der Hand der Wahrheit geleitet überzeugte mich die Erfahrung, daß die Geſchöpfe, die ich hier fand, weder Engel noch Teufel waren, ſondern Menſchen, unter denen es unbegreifliche Gradationen auf der Stuffenleiter der Weſen giebt, und nothwendig geben muß. Meine Stirne wurde heiterer, ich ſehnte mich mit der Menſchheit wieder aus, und ſah von einem richtigern Geſichtspunkte die Welt an.

Bald ſchien mir der Menſch der wichtigſte Gegenſtand meines Studiums zu ſeyn, und ich entſchloß mich, ihn unparteyiſch zu ſtudiren. Zum Alphabet dieſes Studiums nahm ich mich ſelbſt, und durch genaue Prüfung jeder meiner Regungen, jeder meiner Handlungen fand ich bald, wie ſehr unſer Herz von Umſtänden, Erziehung und unſerm Nervenbau abhange. Meine Fehler, die ich begieng, machten mich nachſichtig gegen die Fehler meines Näch-

ſten, und ich fand eine Reihe Entſchuldigungen, wenn er fehlte.

Dieſe Begriffe waren beruhigender für mein Herz, und lehrten mich den Werth der Religion und der Menſchenliebe kennen. Ich ſah ein, daß das Unglück der Menſchen aus Mangel ihrer Selbſtkenntniß entſteht; ich ſah ein, daß unſere Moraliſten — ſehr wenige ausgenommen, ganz unrecht über den Menſchen gedacht haben; ich ſah ein, daß ſie die Leidenſchaften der Menſchen nicht kannten, daß ſie nicht wußten, wie viel Edles in ſelben liegt, und daß nicht die Ausrottung der Leidenſchaften, ſondern die Lenkung derſelben zum Guten der erſte Grund zum Menſchenglück iſt. Ich ward überzeugt, daß Schwachheit, Fehler, Verbrechen und Laſter ſich weſentlich unterſcheiden, und daß übelgeleitete Selbſtliebe und Eigennutz die Quelle des Böſen; und hingegen gutgeleitete Selbſtliebe und Intereſſe die Quellen des Guten ſind.

Ich ſah eine Menge guter Menſchen aus Mangel der Weltkenntniß unglücklich werden; ſah Menſchen vom Throne der Liebe bis zum Pfuhl des Menſchenhaſſes herabſinken; fand Redliche ohne Troſt und

Hilfe,

Hilfe, und alles dieß — aus Irrthum. Ich dachte daher, es würde nicht unnütz seyn, meine Erfahrungen meinen Mitmenschen mitzutheilen, Beyspiele anzuführen und Warnungen, um Redliche zu schützen, und tröstete mich über das Unvollkommene meines Unternehmens mit dem Gedanken: **Es war gut gemeynt, und es ist doch immer was gethan, was für die Menschheit gethan ist.**

Um den Redlichen in der Welt vor Unglück zu warnen, ist zum ersten nothwendig, daß man ihn, den Menschen, kennen lehre, wie er ist. Wir leben in der Gesellschaft, und der gesellschaftliche Mensch ist von dem Naturmenschen wesentlich unterschieden. Der Naturmensch kennt kein anderes Gesetz, als die Befriedigung seiner sinnlichen Bedürfnisse, denn er allein ist alles für sich. Diese Verhältnisse verändern sich aber im gesellschaftlichen Zustande; in diesem sieht er seine Schwäche ein, und die Nothwendigkeit der Existenz seines Wohls mit dem Wohl des andern; da hört der Mensch für sich allein zu leben auf; er lebt nothwendig fürs Ganze, und sein Privatinteresse, seine Selbstliebe müssen sich mit dem Interesse und der Lie-

he des Ganzen vertragen; — dieſes iſt der Grund aller geſellſchaftlichen Tugenden. Hier hört aber der Inſtinkt des ſinnlichen Gefühls auf, nicht mehr die bloſſe Leitung unſrer Handlungen zu ſeyn; dieſer iſt nur bey dem Naturmenſchen die Leitung; beym Menſchen in der Geſellſchaft iſt es die Vernunft, denn er muß erkennen und wollen. Zu dieſem Erkennen und Wollen führt den Naturmenſchen die Cultur, und dieſe beſteht in Geſetzen und Religion.

Weil Cultur unmittelbar zum geſellſchaftlichen Menſchen nothwendig iſt, ſo iſt die richtige Folge, daß kein geſellſchaftlicher Menſch gebohren wird, ſondern nur der Naturmenſch, und daß aus dem Naturmenſchen erſt die Erziehung durch Geſetze und Religion den geſellſchaftlichen Menſchen bilden muß.

Aus der Richtigkeit dieſer Sätze folgt nun unmittelbar, daß es in jeder Geſellſchaft mehr ungebildete als gebildete Menſchen geben wird — Folglich mehr Naturmenſchen — ich verſtehe hierunter Menſchen, die ſich nur durch ihr Sinnliches leiten laſſen, und nicht durch Vernunft. Aus dieſem folgen alle geſellſchaftlichen Uebel; denn das Privatintereſſe und die Selbſt-

Selbſtliebe kommen in Streit mit der Liebe und dem Intereſſe des Ganzen, und wäre dieſer Streit nicht in der Geſellſchaft, ſo wäre die gröſste Stuffe der geſellſchaftlichen Glückſeligkeit.

Da dieſe Sätze nun richtig ſind, ſo ſind die Folgerungen unläugbar. Daß in jeder Geſellſchaft der gröſste Theil der Menſchen mehr durch Sinnlichkeit, als durch die Vernunft geleitet wird, daß der gröſste Theil mehr ſein Privatintereſſe dem Intereſſe des Ganzen vorzieht, und daß der gröſste Theil ſich ſelbſt mehr liebt als das Ganze. Von dieſer Seite muß der Gebildete in der Welt die Menſchen anſehen, wenn er nicht täglich will hintergangen und betrogen werden. Die Menſchen ſind aus dieſem Grunde nicht haſſenswürdig; bilde ſie um, und ſie werden beſſer werden.

Beyſpiele.

Amint war ein redlicher Bürger, Sophie war ſeine einzige Tochter; er liebte ſie unendlich. Belmor, der Sohn eines reichen Commiß, warb um ſie: Amint hatte alles Zutrauen auf Belmor, dürfte Sophien beſuchen, wenn er wollte. Amint, der

der redliche Amint argwohnte nichts Ungleiches, und nun ist Amint unglücklich; Sophie ist entehrt, Belmor verleiß sie und ihr unglückliches Kind. Amint weint, flucht über die Menschen, und über Belmors Abscheulichkeit. Der Niedrige! sagt er, er hat mein Zutrauen misbracht, meine Freundschaft beleidigt, die Rechte der Gastfreyheit beschimpft; — Gott! muß es solche Menschen in der Welt geben!!!

Ich bedaure dich, redlicher Amint! allein es war deine Schuld; du beurtheiltest die Menschen nach deinem Herzen. Belmor war ein ungebildeter Junge, bey ihm sprachen die Sinne, nicht die Vernunft. Du hättest ihn besser kennen sollen. Wenn du einem Menschen deine Tochter anvertraueſt, von dem du nicht thätige Beweise hast, daß Erziehung, Vernunft und Religion sein Herz gebildet haben, so mußt du immer solche Folgen erwarten. Dieses Uebel liegt nicht in der Gesellschaft, sondern im Mangel der Cultur; sey nicht ungerecht! —

Liſmon nahm einen Diener; er war zwar redlich, treu, geschickt; aber übrigens ungebildet. Liſmon liebte ihn, wie seinen Sohn. Ferdinand, so hieß der Die-

ner, verließ Liſimon; trat zu einem Cavalier in Dienſte; er bekömmt zehn Thaler monatlich mehr. Liſimon ärgert ſich. Um des Geldes wegen konnte er mich verlaſſen! er, den ich wie meinen Bruder behandelte! das iſt abſcheulich.

Setze dich, Liſimon, an die Stelle deines Ferdinands. Das Privatintereſſe überwiegt bey dem ungebildeten Menſchen alles übrige. Lehre ihn, daß die Freundſchaft ein gröſſers Gut ſey, als die zehn Thaler, und Ferdinand wird dich nicht verlaſſen: aber bisher hätteſt du nichts anders von ihm erwarten ſollen.

Roſmond hatte das Unglück einen Reichen vom Adel zu beleidigen; er mußte ſich flüchten. Hundert Thaler ſind auf ſeinen Kopf geſchlagen, die ſeinem Angeber ausbezahlt werden. Roſmond ſchützte einmal einen Wucherer wider die Verfolgung des Gerichts, nun flieht Roſmond zu ihm. Ich ſchützte dich, ſagte er, erwiedere mir nun desgleichen: aber Belcour, ſo hieß der Geitzige, lieferte unſern Roſmond gegen die hundert Thaler aus.

Iſt es des Geitzigen Schuld? Nein! die Schuld liegt an Roſmond, der den Belcour nach ſeinem Herzen beurtheilte.

Es iſt ja ganz natürlich, daß einem Wucherer das Geld heiliger iſt als Freundſchaft und Dankbarkeit. Lerne erſt den Karakter des Menſchen kennen, Roſmond! du hätteſt dich nicht zu ihm flüchten ſollen, du wäreſt in einer Wolfshöhle ſicherer geweſen. Wenn du aber je ſicher hätteſt bey Belcour ſeyn wollen, ſo hätteſt du ihm noch ſo viel zahlen ſollen, als auf deinen Kopf, geſchlagen war, und dann zweifle ich — denn es waren ja noch hundert Thaler zu gewinnen.

Grundſätze.

Die meiſten Menſchen ziehen ihre Privatliebe der Liebe zum Ganzen vor; die meiſten Menſchen ihr Privatintereſſe dem Intereſſe des Ganzen.

Urſachen.

Weil die Selbſtliebe, ein Werk des Inſtinkts, nothwendig zu unſrer thieriſchen Erhaltung; und die Liebe zum Ganzen, ein Werk der Vernunft, und folglich ein Werk der Cultur iſt.

Der rohe Naturmenſch kennt kein Wohl als ſeines; kein Intereſſe als das ſeinige; der

der Mensch in der Gesellschaft steht auf einer edlern Stuffe, und macht das Interesse mehrer zum Interesse des Einzelnen; allein der gesellschaftliche Mensch wird erst das, was er seyn soll, durch Erziehung.

Folgerungen.

Da uns die tägliche Erfahrung überzeugt, daß die meisten Menschen in der Gesellschaft schier ganz ohne Erziehung sind, oder wenigst — was aber zuweilen noch schlimmer ist — eine widernatürliche Erziehung haben, so ist die Folge klar, daß die meisten Menschen ohne Kultur sind.

Regeln der Klugheit.

Weil ich nun in der menschlichen Gesellschaft mit Menschen umgehen und handeln muß, so muß ich in diesen meinen Handlungen die Menschen ansehen, wie sie sind, nicht, wie sie seyn sollen, oder wie ich sie mir vorstelle. Ich muß denken, daß die meisten ohne Kultur sind, folglich ihre Selbstliebe und ihre Privatinteresse immer der Liebe und dem Interesse des Ganzen vorziehen werden; hieraus folgen die ersten Regeln der Klugheit:

Schone

Schone, ſoviel möglich, die Selbſtliebe der Menſchen.

Schone, ſoviel möglich, ihr Intereſſe. Mußt du mit einem Menſchen handeln, ſo handle mit ihm ſo lange ſo, wie du gegen einen Menſchen, der keine Kultur hat, handeln ſollſt, bis du vollkommen vom Gegentheile überzeugt biſt.

Suche dich ſeiner Selbſtliebe, ſeines Intereſſe auf eine edle Art zu bemächtigen, und leite ihn durch dieſe Bande.

Glaub niemal, daß bey dem Unkultivirten Menſchheit, Gerechtigkeit, Freundſchaft, Wohlwollen, mit einem Wort: alle edle Tugenden der Geſellſchaft mehr Macht haben über ſein Herz, als ſeine Eigenliebe und ſein Privatintereſſe, wenn du nicht vollkommen ſeines gebildeten Karakters durch eine Reihe von Handlungen überzeugt biſt; denn ſonſt wirſt du immer betrogen.

Siehſt du, daß der Menſch, mit dem du handelſt, die Bleywaage deine Prüfung nicht aushält, ſo ſuche ihn durch ihn ſelbſt zu gewinnen, ſtudiere ſeine Temperamente, ſeine Erziehung, denn der unkultivirte Menſch wird mehr durch ſein Blut, durch

ſeine

ſeine Säfte, durch Umſtände, als durch Vernunft und Ueberzeugung geleitet.

Haſſe daher die Menſchen nicht, weil ſie ſo ſind; es iſt in der Natur der Dinge, alles geht ſtuffenweiſe zu ſeiner Vervollkommnung. Studiere dein eigenes Herz, und du wirſt ſehen, was der Menſch iſt; du wirſt ſehen, welche Kraft des Geiſtes in ihm liegt, welches Beſtreben zum Glücke, zur Seligkeit! — Du wirſt ſehen, wie ſtark er iſt, und zugleich wie ſchwach; du wirſt entdecken, wie ein Augenblick Jahre verdrängt, und eine Minute das Werk eines halben Lebens vertilgt. Durch deine eigenen Fehler wirſt du nachſichtig gegen die Fehler deines Nächſten werden; du wirſt ſehen, wie eine edlere Kraft mit der Hülle ſtreitet, in der ſie verſchloſſen liegt, wie ſie aufwärts ſtrebet, da ſie der Körper an die Erde feſſelt, bis ſie endlich von den Schlacken gereiniget ihren Kerker durchbricht, und ſich ihrer Beſtimmung nahet, die ihr die Gottheit gab.

Pirin hat den Ruf eines eigennützigen Richters; er verkauft ſeine Urtheile ums Geld. Patmus iſt ſein Freund; er vertraut ihm das einzige Kind ſeines beſten Freundes an, die junge Roſalie, und ſetzt

Pirin

Pirin zum Vormund. Nach einigen Jahren kömmt Patmus zurück; er findet Rosalien unglücklich, denn Pirin zog ihr ganzes Vermögen an ſich. Patmus wüthet vor Zorn. Der Verräther! ſchreyt er, mich ſo zu behandeln! — mich, der ich ſein Freund war! — — —

Klage nicht, Patmus! ein Menſch, der die Gerechtigkeit verkauft, iſt auch im Stande einen Pupillen zu beſtehlen. Du hätteſt ihn beſſer kennen ſollen.

Der erſte Grund böſer Handlungen im geſellſchaftlichen Leben iſt, wenn das Privatintereſſe ſich von dem Intereſſe des Ganzen ſondert, und die Selbſtliebe von der Liebe zum Ganzen. So lange das Privatintereſſe mit dem Intereſſe des Ganzen vereint iſt, und die Selbſtliebe mit der Liebe zum Ganzen, ſo iſt die edelſte Harmonie unter den Menſchen. Wenn die Liebe zum Ganzen die Selbſtliebe überwiegt, und das Intereſſe für die Menſchheit das Privatintereſſe, ſo entſtehen alle groſſe und edle Thaten.

Codrus liebt ſein Vaterland mehr als ſich ſelbſt; Curtius mehr das Wohl des Staats als ſein Leben; dem edlen Fürſten von Braunſchweig war das Leben ſeiner

Mitmenſchen theurer als ſein eigenes. Der ehrliche Soldat, der ſich mit Gefahr ſeines Lebens in das brennende Haus wagte, um ein unglückliches Kind zu retten, zog die Liebe der Menſchheit ſeiner Selbſtliebe vor; und der gute Richter, der den Armen gegen den ungerechten Reichen ſchützte, opferte ſein Privatintereſſe dem Intereſſe des Ganzen auf.

Dieſe Karaktere ſind aber ſelten, und dieſe Seltenheit iſt ein Beweis, daß die meiſten Menſchen das Entgegengeſetzte ſind. Will alſo der gute Menſch nicht täglich betrogen werden, oder vielmehr ſich ſelbſt täglich betrügen, ſo muß er die Menſchen beurtheilen, wie ſie ſind, nicht, wie ſie ſeyn ſollen.

Es iſt ausgemacht, daß wir durch den Umgang mit Menſchen Vortheile genießen, die wir im widrigen Falle zu genießen nicht im Stande wären. Täglich überzeugt uns die Erfahrung davon, und man darf nur wenig aufmerkſam ſeyn, ſo wird man finden, daß alle unſere Bequemlichkeiten blos durch das geſellſchaftliche Leben erreicht werden können. Es wäre alſo überflüßig erſt die Frage aufzuwerfen, ob wir wirklich vom geſelligen Leben wahre

re Vortheile genießen? Umsonst würde der weise Schöpfer den Erhaltungstrieb nicht in unsere Natur gelegt haben. Gleichwohl giebt es einige, die der Gesellschaft entsagt, sie für ein Uebel gehalten haben, ohne dabey bedacht zu haben, daß sie im Grunde eine reichhaltige Quelle der meisten Vortheile des Lebens sey.

Die Vortheile des geselligen Lebens sind: 1.) Trägt die Gesellschaft sehr viel zur Aufklärung unsers Verstandes bey. Die Vernunft würde sich höchstens, ohne die Gesellschaft, aus dem Stande der Kindheit heraus gearbeitet haben: die gesammelten Erfahrungen würden immer mit ihrem Besitzer abgestorben seyn, und die Entdeckung einer einzigen Wahrheit, die uns im Stande der Geselligkeit blos einige Augenblicke kostet, würde außer demselben ein ganzes Menschenalter erheischet haben. In der Gesellschaft kommen uns die Entdeckungen anderer zu statten, und dasjenige, was andere erfunden haben, dürfen wir nicht erst selbst erfinden. Ein Kind kann in einer halben Stunde das erlernen, was ehehin ganze Jahrhunderte kostete. Sehen wir einmal die Hottentoten, und Kamtschadalen an, die doch nicht ganz ohne Ge-

Gesellschaft leben, wie roh, dumm und ungesittet sie sind.

2.) Die Befriedigung unsrer Bedürfnisse, Freude und Vergnügen, Beystand und Hilfe sind ebenfalls Folgen des geselligen Lebens.

3.) Wird unsere eigene Zufriedenheit vermehrt. Denn ein Mensch in der Gesellschaft hat vielfache Gelegenheiten, das Maß seiner Tugenden auszuüben; wo er sonst, als Sonderling, nur die Pflichten gegen Gott und sich selbst, und das noch aus niedrigen Beweggründen, befolgen würde. Ein Mann mißanthropischer Gemüthsart kennt das göttliche Vergnügen nicht, Vater, Gatte, Beschützer, Freund, Wohlthäter zu seyn. Er ist unvermögend das Vergnügen zu genießen, um welches uns Menschen die Seligen selbst beneiden: ich meyne das Vergnügen andern Gutes zu thun.

4.) Die Erreichung unserer Absichten wird ungemein erleichtert; denn klug macht uns das gesellige Leben. Habe ich, zum Beyspiel, nicht Klugheit genug, so bleiben meine besten Absichten unerreicht. Ich könnte noch unendlich viele Vortheile, die uns die Gesellschaft gewährt, anführen, al-

lein die gerügten beweiſen hinlänglich, wie ſehr wir verpflichtet ſind in derſelben zu leben, und wie nothwendig ſie ſey, wenn wir auf Klugheit Anſpruch machen wollen.

Die Welt iſt doch ungerecht und undankbar, klagt Troilus, augenſcheinlich nähert ſie ſich ihrem Untergange; allenthalben nichts als Betrug, Argliſt und Falſchheit. Man darf nur ehrlich ſeyn, um zu darben. Einſicht und Wiſſenſchaft kommen nicht mehr auf. Wie viele Nächte hab' ich nicht durchwacht, um nicht ein ganz unnützer Bürger des Staats zu ſeyn, und itzt, da ich mir ſo viele Wiſſenſchaften erworben habe, itzt werde ich nicht geachtet. Ja, man haſſet mich ſogar. Ich gab mir alle Mühe, ein Aemtchen zu erhalten, und überall wies man mich ab. Leute, die mir weder an Kenntniſſen noch an Rechtſchaffenheit gleichen, leben im Ueberfluße, und ich muß darben. — So wahr alles dieſes ſeyn mag, lieber Troilus, ſo mag auch wohl der Fehler ſelbſt an dir liegen. Vielleicht beſitzeſt du die Gabe nicht, deine Gelehrſamkeit an Mann zu bringen, oder hat dieſe vielleicht den kleinen Fehler, daß ſie für unſer Zeitalter unbrauchbar iſt? Du ſagſt „man haſſe dich.“ — weißt du

aber

aber auch warum? Wenn wir Feinde haben, ſo ſind ſie entweder Feinde unſerer Verdienſte, oder unſers Glücks, oder unſerer Perſon. Die erſten ſind Neider, und dieſe, wenn ich dich anders gut verſtanden habe, magſt du eben nicht haben, denn deine Umſtände ſind eben nicht die beneidenswertheſten. Alſo die letztern, und dieſe, Troilus, haſt du dir vielleicht ſelbſt zugezogen. Vielleicht haſt du, guter Mann! in deinem Umgange mit Todten die Kunſt mit Lebendigen umzugehen vergeſſen. Zeigt man ſich der Geſellſchaft von einer lächerlichen Seite, ſo fällt auch die Klage über Spott und Verachtung weg. Troilus würde gelobt und geliebt werden, wäre er im Umgange artig, gefällig, beſcheiden und geſprächig. Seine Klage iſt, daß er, aller Mühe ungeachtet, zu keinem Amte gelangen könne. Allein hat ſich Troilus wohl gehörig unterſucht? Das Amt mag ſich immer für ihn ſchicken, er aber nicht für das Amt. Sind die Maßregeln, die er deßhalb ergriff, auch ſchicklich geweſen? — Aber Troilus darbt. — Hierinnfalls verdient er mein ganzes Mitleiden. Allein, die Mittel Vermögen zu erwerben, ſcheint er nicht zu kennen, und

kennt er sie, so fehlt es ihm wieder an Klugheit, davon ächten Gebrauch zu machen.

Klugheit giebt uns also das gesellige Leben. So wie nun dieses Tugend erheischt, so erheischt auch die Tugend Klugheit. So zwar: daß man wahre Tugend nicht ausüben kann, wenn es uns an nöthiger Klugheit gebricht. Der Kanzler Pontopidan schreibt in seinem Werke, Kraft der Wahrheit, von einem Geistlichen, der durch seine Bemühungen und seinen unermüdeten Fleis einen Freydenker am Sterbebette bekehrt, und zur Annahme der christlichen Religion gebracht hatte. Der Freydenker, nachdem er seine Irrthümer erkannt hatte, zweifelte nur, ob ihm auch Gott auf seine bloße Reue die Sünden vergeben werde, weil er viele Bücher wider die christliche Religion. geschrieben, und dadurch manchen verführt hatte. Der Geistliche wollte ihm auch diesen Skrupel nehmen: „Nein, sagte er, hierüber machen Sie sich keine Gewissensbisse, Ihre Bücher sind so seicht geschrieben, daß sie gewiß nicht leicht jemand verführen können.“ Der Freydenker wurde über diese so geringschätzige Meynung von seinen Schriften aufgebracht,

bracht, wandte sich weg, und wollte kein Wort mehr hören. Bald darauf wurde er wieder gesund, fieng aufs neue an göttliche Wahrheiten anzugreifen, bemühte sich in seine Werke mehr Witz und Gründlichkeit zu legen, und fragte dann einmal seinen ehmaligen Bekehrer spöttisch, ob denn seine Bücher noch von der Art wären, daß sie niemanden verführen könnten? — Was half es nun diesem Geistlichen, daß er sich um die Bekehrung dieses Freydenkers so viele Mühe gab? Er verderbte durch seine Unklugheit alles. Semnon ist der tugendhafteste Mann. Er liebt seinen Nebenmenschen, und beweist auch seine Liebe werkthätig. Keine gute That unterläßt er, zu der sich ihm eine Gelegenheit darbietet, aber durch seine Unklugheit verhindert er selbst deren Erfüllung, sobald sie nicht ganz von ihm abhängt. Wir wollen ihn handeln sehen.

Er will einen liederlichen Sohn, der nun seine Ausschweifungen bereuet und Besserung verspricht, wieder mit seinem Vater aussöhnen. Der Vater selbst ist ein eigensinniger Mann, den nichts mehr aufbringen kann, als wenn man ihm Fehler vorrückt. Diesen Umstand weis Semnon

nicht,

nicht, oder vielmehr, er hatte ihn nicht bemerkt, und würde ihm bemerkt haben, wenn ihm Klugheit nicht mangelte. Er besucht den Alten, und lenkt das Gespräch auf den Sohn, und bemühet sich ihn dahin zu vermögen, daß er seinen Zorn ablege, und den Irrenden wieder zu Gnaden aufnehme. Semnons Rede enthält viel Wahres, Rührendes, Gründliches aber auch viel Unkluges. Auch scheint der Vater nicht ganz abgeneigt zu seyn. Dieses merkt Semnon. Um ihn nun völlig zu determiniren, führte er ihm zu Gemüthe, daß er selbst Schuld an dem Verfalle seines Sohnes sey. „Wenn wir es beym Lichte betrachten, sagt er, so sind Sie doch immer die Ursache davon, hätten Sie ihm in seiner Jugend nicht so viel Geld in die Hände gegeben, nicht in alle Gesellschaften mitgenommen, und ihm nicht zu früh beygebracht, daß er Geld genug habe, so wäre das nie geschehen, was Sie itzt so beunruhigt.“ Der Vater, der aus dem Grunde seines Ehrgeizes nie Unrecht haben will, wird mit einmal äußerst aufgebracht, und ändert in demselben Augenblicke seinen Entschluß. „Was, spricht er, ich soll Ursache des Verderbens meines Soh-

Sohnes seyn? der Taugenichts ist also ganz unschuldig, und ich habe Unrecht, daß ich ihn aus dem väterlichen Hause stieß? Vermuthlich werden sie ihm diese schöne Entschuldigung auch an die Hand gegeben haben, daß er sie mir, wenn es ihm belieben sollte, vorrücken könnte? Nein, meine Vergebung soll er nicht als Schuldigkeit, sondern als Gnade ansehen, und ich mag von dieser Stunde nichts von ihm wissen, nichts hören. Wer hat Sie zum Richter über mich und meinen Sohn gesetzt? Sie sagen mir Grobheiten in meinem eigenen Hause.“ — — Semnon geht, und denkt leise: „Welch ein Vater! Wie ihn das aufbrachte! und dennoch ist es wahr, alles wahr, was ich sagte. Auch freu' ich mich, daß ich so viel Muth hatte ihm nackte Wahrheit ins Gesicht zu sagen. Daß er sie nicht erkennen will, das geht mich nichts an.“ Aber wie sehr betrügt sich Semnon nicht? Er bedenkt nicht, daß die Schuld an seiner Unklugheit allein liege. Doch vielleicht ist er ein andermal glücklicher.

Philint, ein Client von Semnon, kömmt um ein Aemtchen ein, das vom Nomentanus abhängt. Semnon findet

der seine größte Wollust darinn, wenn es Gelegenheit hat, andere glücklich zu machen. Er hat dem Nomentanus in einem andern Vorfalle wichtige Dienste geleistet, und kann mit Recht auf dessen Dankbarkeit Anspruch machen; er hofft also, Nomentanus werde ihm die Bitte, die er für Philinten einlegen will, nicht abschlagen. Ueberdies weis er, daß man durchs Geld alles beym Nomentanus bewirken kann. Voll Hoffnung und Zuversicht eilt er hin, und trift seinen Gönner in der Gesellschaft verschiedener Amtsgenossen.

Nomentanus. Was bringen Sie mir, mein lieber Semnon? Womit kann ich Ihnen dienen? Reden Sie! Es ist Ihr Diener, der vor Ihnen steht.

Semnon. Dießmal komm' ich wirklich mit einer Bitte.

Nomentanus. Man muß auch lange warten, bis Sie einem Gelegenheit geben, Ihnen zu dienen.

Semnon. Es betrift mich eigentlich nicht. Für einen andern komm' ich, bester Nomentanus. Es ist Philint, der um das erledigte Amt bittet.

Nomentanus. Philint? — — Ich kenne keinen.

Semnon.

Semnon. Ein artiger, junger, geschickter Mensch.

Nomentanus. Seine Aeltern?

Semnon. Arme, aber ehrliche Leute.

Nomentanus. Auch dieß ist Empfehlung für ihn. An mir soll es gewiß nicht fehlen, wenn er dieses Amt nicht erhalten sollte. Wenn nur — — —

Semnon. Freylich sind seine Aeltern arm, doch ich vertrete hier ebenfalls ihre Stelle; und will mich auch auf die erkenntlichste Art dankbar erzeigen.

Nomentanus. Semnon, entweder verstehen Sie mich, oder ich Sie unrecht.

Semnon. Was ein anderer geben möchte, dazu will ich mich doppelt einverstehen.

Nomentanus. Sie äußern eine Neigung von mir, die mir eben nicht die vortheilhafteste ist.

Semnon. Nein, das nicht. Aber man kann ja so was nicht umsonst begehren, was jeder andere —

Nomentanus. Bezahlen würde, nicht wahr?

Semnon. Nur vergelten.

Nomentanus. Sie verkennen mich, Semnon! auch muß ich Ihnen sagen, daß

ich

ich befürchte, Ihr Client würde zu dem Amte nicht taugen, da er so einer Empfehlung bedarf: und ich müßte sehr eigennützig seyn, wenn ich einen solchen Menschen befördern sollte. Ein andermal, lieber Semnon, ein andermal!

Semnon. (im Weggehen) Gott! Auch das mußte mir fehlschlagen! Der Niederträchtige! Wie er sich zu verstellen weis, da doch bey ihm Tugend, Verdienste, Pflicht stets Waaren zum Verkaufe sind.

So gut alles dieses Semnon weis, eben so hätte er auch wissen sollen, daß Nomentanus dafür nie angesehen werden wolle, und solche Anträge, zumal in Gegenwart seiner Amtsgenossen, nie annehmen könne.

Bey diesen mißlungenen Versuchen hört er doch nicht auf, sich um die Menschen verdient zu machen, für ihr Wohl zu sorgen. Er entwirft einen Plan, wie die Armen des Staats, die nur ihren Nebenbürgern zur Last fallen, versorgt werden könnten, ohne damit irgend jemanden nachtheilig zu seyn, und überreicht ihn seinem Gönner, dem Sejan.

Dieser nimmt den Entwurf ganz gnädig auf, und bestellt den Semnon auf

den

den folgenden Tag, um ihm seine Meynung darüber zu sagen. Vielleicht wird itzt der menschenfreundliche Semnon etwas Gutes stiften können. Trunken vor Freude berechnet er schon in Gedanken den Nutzen, der dadurch erreicht werden wird, und eilt den andern Morgen voll Erwartung zum Minister hin.

Sejan. Ihren Plan hab' ich gelesen. Er ist nicht übel, ungeachtet er nicht viel Neues enthält. Es ist über diese Materie bereits sehr vieles geschrieben worden.

Semnon. Doch ist dieser Entwurf meine eigene Erfindung, und die Frucht eines zweyjährigen Nachdenkens.

Sejan, den diese Antwort schon aufgebracht hat. Das mag Ihnen so scheinen. Ich habe auch über diesen Gegenstand nachgedacht, und aufrichtig zu sagen, es ist mir vieles in Ihrem Plane aufgefallen, dem ich nicht allerdings beypflichten kann.

Semnon. Wollten Euer Herrlichkeit nicht die Gnade haben mir diese anstößigen Stellen zu zeigen.

Sejan, um sich nicht beschämen zu lassen, schlägt die erste beste Stelle auf. Hier sehen Sie, hier bin ich gar nicht ihrer Meynung. Ich

Ich fürchte, ich fürchte, an dieſer Klippe wird unſer Semnon ſcheitern. Er iſt auch ſo unklug ſeinen Plan mit der größten Heftigkeit zu vertheidigen, ſogar das Feld zu behaupten. Allein der Miniſter läßt ihn nicht ausreden.

Sejan. Genug Semnon! Auf Sie kömmt es eben nicht an zu beſtimmen, ob der Plan gut oder nicht gut ſey? Kurz, er taugt nichts, es iſt Hirnſpinſterey, und unausführbare Grille. (unwillig ab.)

Was das für Menſchen ſind! klagt Semnon. Aber mit welch einem Rechte klagt er? Hätt' er, anſtatt den Plan für ſeine eigene Erfindung auszugeben, geſagt: ich wußte ſehr wohl, daß ich Euer Herrlichkeit in meinem Plane nichts ſagen werde, daß Ihnen nicht ſchon längſt bekannt wäre. Ich habe blos diejenigen Erfahrungen, die Euer Herrlichkeit ſchon ſo oft werden gemacht haben, mühſam zuſammengetragen, und, ſtatt ſich die anſtößigen Stellen auszubitten, die Bereitwilligkeit gezeigt, ſie auf hohen Befehl ſogleich auszuſtreichen, mit der Verſicherung; daß er ſich die Anmerkungen ſeiner Herrlichkeit zum Nutzen machen wolle, ſo würden ſeine Herrlichkeit gewiß nichts ausgeſtrichen haben.

Aus

* * *

Aus dieſen Beyſpielen ſieht man augenſcheinlich, daß der Tugendhafte auch Klugheit beſitzen müße, und ohne dieſelbe die wenigſten geſellſchaftlichen Tugenden ausgeübt werden können. Aber ſo wie die Tugend von der Klugheit begleitet werden muß, eben ſo muß die Tugend die Klugheit unterſtützen. Denn ein Menſch, der keine Tugend, aber Klugheit beſitzt, iſt eben ſo unglücklich, als der, der Tugend, aber nicht Klugheit hat. Wenn alle Menſchen tugendhaft wären, ſo bedürfte man keiner Klugheit. Aber da dieſes nun einmal nicht iſt, und man die Menſchen immer, nicht ſo wie ſie ſeyn ſollen, ſondern wie ſie wirklich ſind, beurtheilen muß, ſo muß man ihnen auch deßhalb Klugheit entgegen zu ſetzen wiſſen, und damit dasjenige gleichſam erzwingen, was uns ſonſt ſo ſchlechterdings die Menſchen nicht leiſten würden.

Eine der erſten Empfindungen des Menſchen, die bey ſeinem Eintritte in die Welt ſein Herz bewegen, iſt die Liebe. Das Kind, das die Mutter ganz mit Küſſen bedeckt, und an ihre Bruſt drückt, lächelt ſie zärtlich an, und klagt durch Thränen

ſein

ſeinen Schmerz, da es ihren Armen entriſſen wird. So wie es mehr Menſchen kennen lernt, lernt es nur mehr Menſchen lieben, — bis ſich endlich ſeine Liebe über das ganze Menſchengeſchlecht ergießt. In der Geſellſchaft des Menſchen fühlt ſich der Menſch; — fühlt ſeine Glückſeligkeit. In der Einſamkeit iſt er für ſich eben das, was die Sonne wäre, würden ihre Stralen durch die Luft nicht fortgepflanzt, und ſo auf mancherley Art gebrochen, daß ſie ihre wohlthätige Wirkſamkeit in die Planeten vermehrten. — „Ich würde, ſagt Sterne *), wenn ich auch in einer Wüſte wäre, auch in der Wüſte etwas finden, das meine Neigung auf ſich zöge. — Fände ich nichts beſſers, ſo wollte ich ſie auf einen Myrthenbaum heften, oder irgend eine melancholiſche Cypreſſe ſuchen, mit der ich mich einlaſſen könnte. — — Ich würde ihren Schatten beſingen, und für ihren Schutz ſie freundlichſt grüßen. Meinen Namen ſchnitt' ich in ihre Rinde, und ſchwüre, die lieblichſten Bäume in der ganzen Wüſte wären ſie. Wenn ihre Blätter welken, wollte ich mich zum Trauren ge-

*) Sieh empfindſame Reiſen.

gewöhnen: und Freude jauchzete mit ihnen mein Herz, wenn sanfter Thau sie erquickte.“

Mit jedem neuen Freunde gewinnen wir die Hälfte des Lebens, — und wenn glücklich leben, seine angenehme Empfindungen vermehren heißt, so haben wir um so glücklicher gelebt, wenn wir auch an fremden Vergnügen Theil genommen haben. — Ich bedaure den Mann vom Herzen, der über die Freuden dieses Lebens hinweggieng, und in das einsame Grab eingeschlossen wird, ohne daß ihn die Thränen seiner Freunde begleiten. Er war so wenig für seine Glückseligkeit geschaffen, als er für das Vergnügen anderer war. O Freundschaft, seligste unserer Gefühle! welches Herz von Stahl hast du vielmals gerührt! Du beherrscheſt das Herz derer, die wir wilde und ungesittete Barbaren schelten *), und unter uns gesitteten Menschen wan-

*) In der Geschichte der Wilden findet man viele Beyspiele von der vollkommensten Freundschaft. Sie treiben ihre Großmuth auf einen unglaublichen Grad. Von den Cantabriern erzählt man, daß sie für ihre Freunde den Tod nicht fürchten. Auch Herr Hume merket an, daß in England in den roheſten Zeiten Freundschaft und Treue am meiſten hervorglänzte.

wandelt nur dein Schatten. Eigennutz, Ehrgeiz und Wollust haben dich verdrängt, und schicken Bosheit, Neid und Grausamkeit dich überall zu verfolgen und zu verderben.

Die vollkommene Freundschaft kann nur bey der Tugend bestehen, und da kein Mensch vollkommen tugendhaft ist, so wird sie immer ein Wunsch des guten Herzens bleiben. Ein jeder Mensch hat aber doch einen gewissen Grad von Güte, der uns unsere Liebe abfodert; wir müssen uns aber gegen seine Fehler mit Klugheit waffnen, und so bestehet die Freundschaft in weiterer Bedeutung. Hier sind die nöthigsten Regeln der Klugheit, wie man sich bey der Wahl der Freunde, und ihrer Erhaltung betragen muß, daß wir unsere gemeinschaftliche Glückseligkeit befördern.

Man lerne zuerst die Menschen kennen, und wähle sie mit Verstand zu seinen Freunden; die Freundschaft, die der Zufall stiftet, zerstört er bald wieder.

Man sehe auf die Uebereinstimmung des Karakters. Die Mutter der Liebe ist die Gleichheit der Sitten *).

Zum

*) Qui sunt viri boni, sagt Cicero, & nobis similes.

Zum Karakter rechnet man das Temperament, die herrschende Leidenschaft, die Nation, den Stand, das Alter, und den Grad des Verstandes, der den Vorurtheilen, und der herrschenden Leidenschaft entgegen arbeitet.

Man wähle tugendhafte Leute zu Freunden, denn Tugend muß der Grund seyn, worauf man die Freundschaft baut, wenn diese dauerhaft seyn soll.

Durch den öftern Umgang mit ungesitteten Leuten nimmt man ihre Fehler an.

Aus der Beschaffenheit der Freunde beurtheilet man den Menschen.

Wählt keinen Eigennützigen zu eurem Freunde; das wäre eben so viel, als bey dem Laster die Tugend suchen.

Der Ehrgeizige ist der Freundschaft unfähig. Er lebet nur für seine Leidenschaft.

Die Freundschaft setzt seine vereinigte Tugenden voraus. Euer Freund soll redlich, uneigennützig, großmüthig, verschwiegen, treu und offenherzig seyn.

Wählet keinen Freund, den ihr nicht wahrscheinlicher Weise glücklich machen könnt.

Habt ihr einen vernünftigen Mann zu euern Freund gemacht, so sey sein Rath das erste, womit er euch unterstützet.

Verlangt von euerm Freund nicht eine gänzliche Aufopferung, sonst müßt ihr ihn in Romanen suchen.

Derjenige wird die wenigsten Freunde finden, der nicht Verstand hat, sie zu wählen.

Es ist vernünftiger seine Freunde zu erhalten, als neue zu suchen.

Den besten, vertrautesten Freund brauche man nur in wichtigsten Angelegenheiten.

Seyd ihr nicht von der Tugend euers Freundes überzeugt, so vertraut ihm weniger als er mißbrauchen könnte, wenn er euer Feind würde.

Nach größter Liebe folgt der größte Haß; aus den besten Freunden werden oft die größten Feinde.

Vereinigt euer Interesse mit dem Interesse euers Freundes. Hütet euch aber es widersprechend zu machen.

Reine Freundschaft ist in der Welt sehr selten; die meisten Verbindungen geschehen aus Eigennutz, und Ehrgeiz.

So groß ist in der Welt die Gewohnheit einander zu hintergehen, daß es kein

seliges Gefühl der Natur giebt, das man nicht zu niederträchtigen Absichten nachzuäffen sucht.

Im Umgange mit einem Sanquiniker hat man folgende Regel in Acht zu nehmen *):

In Ansehung seiner selbst:

a) Man vertraue ihm kein Geheimniß.

b) Man leihe ihm kein Geld, denn er ist ein schlechter Zahler.

c) Im Unglück kann man wohl auf seinen Beutel, aber nicht auf seine Mühe und Arbeit rechnen.

d) Man vertraue ihm nicht seine Liebe, sonst macht man ihn selbst zum Nebenbuhler.

In Ansehung des Sanquiniker:

a) Verberget Verdruß und Traurigkeit vor ihm, sonst wird er euch fliehen.

b) Man thue ihm Vorschläge, wie er ehrbar und bequem leben kann.

c) Man bemühe ihn nicht mit vieler Mühe und Arbeit.

*) Dieß sind die natürlichen Fehler des Temperaments, die man durch Vernunft verbessern kann, es ist also nicht nothwendig, daß man sie bey jedem Menschen nach seinem Temperamente finden muß.

b) Man sage ihm nichts von Sparsamkeit und genauem Leben.

c) Frauenzimmer dieses Temperaments sind meisten Buhldirnen.

Im Umgange mit einem Kolerischen beobachte man in Ansehung seiner selbst:

a) Man lasse sich mit ihm in keine heimlichen Anschläge ein, denn sie laufen meistentheils auf Unruhen und Aufruhr hinaus.

b) Liebt man den Frieden, so trinkt man mit ihm keinen Wein.

In Ansehung seiner:

a) Man sey gegen ihn höflich.

b) Man widerspreche ihm nicht geradezu.

c) In seiner Gegenwart lobe man Niemand zu sehr.

d) Man vermeide seine Wohlthaten, denn er pralt gern damit.

Bey einem phlegmatischen Menschen lebt man friedsam; aber man nehme ihn nicht zum Gehilfen seiner Arbeit, sonst muß man doppelt arbeiten.

Will man sich aber bey ihm empfehlen, so gebe man ihm gut zu essen und trinken, gönne ihm die Ruhe, und ermahne ihn zu keiner Arbeit.

Ein Frauenzimmer von dieſem Temperament iſt eine nachläßige träge Hauswirthinn.

Bey einem Melancholiſchen iſt zu merken:

a) Man kann einem ſolchen Menſchen vor allen andern etwas Geheimes vertrauen.

b) Man erzürne ihn nicht, ſein Zorn iſt langſam, aber rachgierig.

c) Man hüte ſich vor ſeinen Wohlthaten, denn er wirft ſie einem wieder vor.

d) Will man ihn gewinnen, ſo zeige man ſich ſparſam, und begehre kein Geld von ihm.

e) Ein Frauenzimmer dieſes Temperaments iſt eine gute Haushälterinn, im Umgange aber nicht angenehm.

Licka.

Tief im Thale war eine kleine Hütte. Unbemerkt ſtand ſie da unter dem Schatten prachtvoller Eichen, Moos deckte ihr Dach, und

und Baumbart kräuſelte ſich an den Wänden hinauf.

In dieſer Hütte lebte Alphons und Ceka, ſeine Gattinn. Fünfzig volle Jahre wohnten ſie da; dienten der Gottheit und den Menſchen. Alphons war glücklich, denn entfernt von der Bosheit der Städte genoß er die Seligkeit des Lebens an dem Buſen ſeiner treuen Gattinn, und in den Armen ſeiner Kinder.

Ihre Hütte war klein, aber niedlich; ihre Kleidung arm, aber rein. Weiße Haare deckten Alphons Haupt; ſein Auge war ſanft, und ſeine Stirne ruhig, wie die Fläche des Sees an windſtillen Abenden.

Nelſis hieß Alphonſens Sohn, und Licka ſeine Tochter. Nie hat des gefühlvollen Aug ſchönere Menſchen, nie die Natur ſelbſt edlere Kinder geſehen. Nelſis war das Ebenbild ſeines Vaters; Licka glich ihrer Mutter. Ein edles munteres Aug rollte unter der ſanfteſten der Menſchenſtirnen; aufmerkſam war Nelſis Blick; nervigt ſein Arm, wie der Zweig einer jungen Eiche, und ſchlank ſein Wuchs, wie die Haſelſtaude an Alphons Hütte.

Licka war schön. Sie glich der schönsten der Rosen, die je der Frühling uns schenkte. Gut war ihr Auge — so ganz gut, wie das Auge der Wildtaube, wenn sie liebevoll auf dem höchsten der Bäume girrt, und mit zärtlichem Sehnen den Gatten sucht, den ihr Auge ängstlich vermisset. Nie verließ Licka ihre Mutter; nie Nelsis seinen Vater; Liebe und Eintracht vereinten sie immer; gemeinschaftlich genossen sie die Schätze des Lebens — den Werth der Freundschaft und Liebe. Licka war ein Mädchen von achtzehn Jahren; eben feyerte ihr Vater den Tag ihrer Geburt, und führte Licka'n zu der Linde, die er an dem Tage pflanzte, als sie zur Welt kam. Sieh, Licka, diese junge Linde, sie ist so alt, wie du. Als deine Mutter dich gebahr, pflanzte ich sie, und bat täglich den Himmel und die Gottheit um deine Erhaltung. Ich bin alt, Mädchen! und werde euch vielleicht bald verlassen. Wenn ich sterbe, so leget meinen Leichnam an diesen Ort; läßt meinen Grabhügel von diesen Bäumen umschatten, und feyert mein Andenken an dem Tage eurer Geburt. Sagt euch: diese Bäume, die nun seine Asche umschatten, die pflanzte Alphons, unser Vater,

ſie ſind ſchweſterlich mit uns verwandt, und ſollen uns erinnern, unſern Vater nie zu vergeſſen. — — Vergeſſen! ſagte Licka, und ſchlang ihre Arme um Alphons Schultern. Thränen träufelten aus ihren Augen herab, und netzten ihren Buſen, wie kleine Silberbäche, die ſich durch ein Feld von Lilien ſchlängeln, wenn ein Mayregen die Gegend benetzet.

Liebſter, zärtlichſter der Väter! ſagte Licka, warum willſt du uns verlaſſen? — Stirb nicht! lebe, ſo lang mir leben, und laß uns dann ſämmtlich die dunkeln Wege des Grabes wandeln. Hat uns die Gottheit vereint, um uns zu trennen? Gab ſie mir dieſe Gefühle, daß ſie wohl je aufhören ſollen? Mein Vater! du ſtirbſt nicht — ſtirbſt nicht ohne Licka. Meine Arme werden dich immer umfangen; meine Küſſe werden deine kalten Lippen erwärmen; du mußt ewig mit mir leben — oder ich mit dir ſterben. So ſagte Licka, und Nelſis und ſeine Mutter eilten herbey, und verherrlichten dieſe Szene. Da umarmten ſich Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Schweſter und Bruder, und die kleinen Lindenbäume breiteten ihre ſegenvollen Zweige über ſie aus, und mit den Stralen der

Sonne

Sonne ſtieg der Segen des Allmächtigen über die frommen Sterblichen herab.

O wie ſchön ſind die Tage der Unſchuld für den Menſchen! wie ſtille und heiter eilen die Roſenſtunden ſanfter Gefühle vorbey! Wie glücklich iſt der Menſch, der im Zirkel von Wenigen wohnt, wo man der Tugend noch huldigt, die man in Städten gar nicht mehr kennt!

Lange — glücklich lebte Alphonſens Familie; allein welches Geſchöpf iſt hienieden nicht dem Wechſel unterworfen? — Alphons ſtarb; auch ſtarb Ceta ſeine Gattinn. Wie traurig war nun der Tag für Nelſis; wie trübe jede Stunde für Licka! Tagelang ſaſſen ſie auf dem Grabhügel ihrer Aeltern, und wenn das Thau am Morgen und am Abende die Fluren tränkte, netzten noch ihre Thränen die Erde, die Alphons und Cetas Leichen deckte.

Licka! ſagte einſt Nelſis, vergebens ſind unſere Thränen; beleidigen könnten wir die Gottheit durch beſtändiges Grämen; er lebt ja noch der Vater — auch unſere Mutter lebt noch; aber jenſeits in einer weit ſchönern Gegend; auch wir, Licka! werden ſie dort wieder ſehen; laß uns alſo die Stunden des Lebens genießen, die uns

uns Gott gab, und herrlichen wir das Andenken unſrer Aeltern durch Gutesthun.

Licka umarmte ihren Bruder Nelſis; ihr Haupt ſtützte ſie auf ſeine Schultern, ihr Buſen ſchlug mächtig, ihr Blick war zum Himmel gewandt, und die Sonne ſpiegelte ſich in der Thräne, die in Lickas Auge zitterte.

Nach und nach verwandelte ſich Nelſis und Lickas Schmerz in ſanftere Wehmuth; ſie lebten einſam in ihrer Hütte, und thaten Gutes. Es gieng kein Abend vorüber, an dem nicht Nelſis einen Fremdling auf der Straſſe ſuchte, und ihm ſein gaſtfreyes Lager anbot. Die Sonne beſcheinte ſelten Nelſis Hütte, ohne daß ſie nicht auch einen Elenden beſcheinte, welchen Licka pflegte. Licka beſaß verſchiedene Kenntniſſe von heilenden Kräutern; ihr Vater Alphons theilte ſie ihr mit, und Licka gebrauchte dieſes Geſchenk zum Wohl ihrer Mitmenſchen.

Eines Tages ſaß Licka aufmerkſam unter einer Haſelſtaude, und ſtarr heftete ſie ihr Aug auf den benachbarten Weidenbaum. Die Nachtigall baute dort ihr Neſt für ihre Jungen; emſig arbeitete ſie an dem Gebäude ihrer Liebe, und mit ſeinem zarten

Schnä-

Schnäbelchen lohnte ſie ihr Gatte oft mit den zärtlichſten der Küſſe. Wenn die Sonne am Horizont aufgieng, ſo ſangen ſie ſchon, und feyerten durch ihr Lied die heiligen Stunden der Morgenröthe, und ſpät am Abende ertönte noch ihr Lied in der Gegend, wenn der Mond über den Feldern glänzte mit ſeinen ſilbernen Antlitz. Licka beſuchte täglich dieſen Ort, und ſie ſah, hörte, fühlte ſo unendlich viel, als es ihr Herz nie zu erklären vermochte. Ein ſanftes Gefühl ſtieg in ihrer Seele auf, und ihr Herz fühlte im Dunkeln die erſten Eindrücke der Liebe. Seit dieſem Augenblick wandelte ſie gern einſam in melancholiſchen Gebüſchen, ſie ſuchte ſteile Felſen auf, und ſchwarze Tannen; hörte ſtundenlang dem Geräuſche der Bäche zu, die ſich ſchäumend über die Klippen herabſtürzten.

Nelſis merkte wohl, was ſeiner guten Licka fehlte, denn gleiche Bewegungen giengen auch in ſeinem Herzen vor. Du liebſt, Licka! ſagte Nelſis — du liebſt. Schäme dich nicht, es deinem Bruder zu geſtehen; ich liebe auch. — Auch du liebſt? erwiederte Licka.

Nelſ. Ja! das herrlichſte der Mädchen. Sie kömmt ſchier täglich in dieſe Ge-

Gegend; ich ſprach ſie zwar noch nicht, aber ſie iſt ſchön, und ihr Aug iſt gut.

Licka. Und ich, Nelſis! liebe den ſchönſten der Jünglinge. Er iſt ſchlank, wie eine Rebe, und auf ſeiner Stirne ſitzt Gutheit, wie auf der deinen. Ich ſprach ihn zwar noch nicht, aber täglich ſeh' ich ihn, und gehe ihm nach. Er kömmt oft in dieſe Gegend.

So unterhielten ſich Licka und Nelſis bis ſpät in die Nacht, und träumten von der Glückſeligkeit ihrer künftigen Tage. Unbekannt mit der Welt, und erzogen in der Einſamkeit, kannten ſie die Menſchen nicht, und beurtheilten das ganze Menſchengeſchlecht nach ihrem unſchuldigen, redlichen Herzen.

Lileton hieß der Jüngling, den Licka ſah, den ſie liebte. Er war vom Adel, und kam öfters auf der Jagd in die Gegend, wo Licka wohnte. Fanny war ſeine Schweſter; die begleitete oft ihren Bruder, und Nelſis ſah ſie, und liebte.

Wie edler ein Menſch erzogen iſt; wie feiners Gefühl er hat, wie edlere Grundſätze er hegt, deſto gefährlicher iſt die Liebe für ihn, wenn er nicht einen erfahrnen Freund, einen weiſen Vertrauten hat. Der erſte

erſte Anblick eines holden Geſchöpfes iſt für ihn ſchon Gefahr; alles macht Eindruck auf ſein biegſames Herz; ſeine Imagination erhöht den Gegenſtand ſeiner Liebe, legt ihm Eigenſchaften, Gröſſen und Tugenden bey, die er nicht hat; beurtheilt dieſen Gegenſtand ganz nach ſeinem Herzen; dichtet ihm alles Edle, alles Erhabene im höchſten Grade zu, und betrügt ſich manchmal erbärmlich.

So gieng es der guten Licka; ſo dem armen Nelſis.

Die erſten Täuſchungen der Liebe ſind, daß wir glauben, daß der Gegenſtand unſerer Liebe uns auch wieder lieben müſſe, wenn wir lieben. Wir dichten den nämlichen Grad der Liebe und des Gefühls, den wir empfinden, auch unſerm Gegenſtand zu.

Unſere Aufrichtigkeit, unſern Hang; und alles das mit der gröſten Ueberſpannung. Daher kömmt es, wenn eine lange Ueberzeugung uns die Binde vom Auge reiſſet, daß die Liebe bey guten Herzen ſich in Verzweiflung; und bey unedlern in Haß verwandelt.

Das gröſte Geſchenk der Glückſeligkeit, daß die Gottheit dem Menſchen gab, iſt die Liebe; aber ſelten findet man die-

ſes

den dein Antlitz reizt, nähert sich dir, und Verstellung larvet sein Gesicht; er spricht, und du horchest; er schwört, und du glaubst — — soll denn die Unschuld der Liebe nicht glauben? — Selige Träume wiegen dich in den Armen des Jünglings, und nun erwachst du — — erwachest zum Elend, und lernest durch traurige Erfahrung, daß du die Betrogene bist. — — O Elend der Menschen! — welche Stufen von Grösse hast du erreicht! — —

Lileton war unter der Classe der Menschen, die kein Herz zur Liebe, kein Gefühl zur Freundschaft, sondern nur Sinne zum Genuß haben. Er sah das Mädchen, und tausend zärtliche Worte strömten aus seinem Munde. Licka, die in ihres Vaters Hütte nie eine Lüge hörte, zweifelte auch nicht, daß Liletons Versicherungen Wahrheit wären. Er liebt mich, sagte sie! er hat es mir bey der Gottheit geschworen, und würde er wohl das thun, wenn er nicht alles das fühlte, was er mir sagte? — O wie glücklich werde ich seyn! — — So träumte die arme Licka.

Fanny, Liletons Schwester, war ein Weib nach der Mode. Sie hatte den würdigsten Gatten, den sie aber täglich betrog,

und

und war immer von Hausfreunden umgeben. Fanny begleitete ihren Bruder oft auf die Jagd; denn Lileton war ihr Vertrauter, wie Fanny seine Vertraute war. Sie sah Nelsis, einen schönen, muntern Jungen; und ihr geiles Aug lüsterte nach dem Jüngling. Bald sah sie, wie unschuldig er war, und nun war ihr Vergnügen am größten. Bruder! sagte sie, wir wollen uns den herrlichsten Spaß über dieses Menschenpaar machen. Meine Plane sind entworfen — Lileton! wir wollen sie ausführen.

Lileton besuchte täglich seine Licka; seine Sprache war die Sprache der Liebe, und sein Gefühl schien das Gefühl der Zärtlichkeit für sein Mädchen zu seyn. Ich liebe ganz für dich, Licka! sagte er oft, und welche selige Tage wollen wir genießen, wenn ich einst ganz dein bin.

Licka. Ganz mein? — Lileton! wie wird aber das wohl seyn können? Werden es deine Aeltern wohl zugeben?

Lileton. Ich habe keine Aeltern mehr, meine Beste; und bin Herr über mich selbst. Mein Gedanke war von jeher, ein gutes Mädchen zu suchen; der Himmel hörte mein Flehen, und ich fand dich, Licka! also

les will ich deinetwegen verlaſſen, Licka! ich will zu dir, und in deiner Hütte wollen wir glücklich ſeyn.

Licka. Du willſt das, Lileton!

Lileton. Der Himmel weiß es, daß ich es will; du biſt mein, Licka! und nichts ſoll mich von meiner Beßten mehr trennen.

Da nahm Licka Liletons Hand, und führte ihn zum Grabhügel ihres Vaters. Da, ſagte ſie, da wiederhole mir, was du ſagteſt. Lileton ſchwur, und Licka überließ ſich nun ganz ihrem Gatten.

Der Abend ſtieg in die Thäler herab, als Lileton den letzten Abſchiedskuß auf Lickas Wangen drückte. Morgen ſehen wir uns wieder, ſagte er, und dann ſind wir auf ewig vereint.

Niemand war nun glücklicher als Licka; ſie erwartete mit Ungeduld ihren Bruder; allein es war ſchon ſpät, und ihr Bruder kam nicht. Zärtliche Sorgen ſtiegen in Lickas Seele auf; ängſtlich durchſtreifte ſie den Hain, doch Nelſis kam nicht.

Die Nacht war trübe; der Mond ſchien düſtern durch die hohen Tannenbäume auf Lickas Hütte. Traurig jammerte die Nachtigall, denn der Uhu raubte der nächtlichen Sängerinn ihre Jungen. Licka wurde

immer

immer unruhiger; traurige Ahndungen füllten ihr Herz. Schlaflos durchstreifte sie nochmal die Gegend, bis sie endlich wieder auf ihres Vaters Grab zurück kehrte, entkräftet auf den Todtenhügel sank, und einschlummerte.

Schlummere, gutes Mädchen! schlummere zum letztenmale den ruhigen Schlaf der Unschuld. Noch kanntest du die Menschen nicht; noch wußtest du nicht, daß sie fürchterlicher, als Tieger sind. Schlummere, und träume dir Glückseligkeiten, die die Welt nicht kennt; deine Phantasie führe dich in die Arme der Zärtlichkeit und der Liebe; aber erwache nicht, und fühle nicht, wie vieles in der Welt Täuschung ist.

Der Morgen grauete am Himmel, und Licka lag noch ausgestreckt über den Grabhügel. Allmählig stieg die Sonne hinter den Bergen hervor, und erweckte die Sängerinn des Waldes zu neuen Concerten. Licka erwachte; schüchtern sah sie um sich her, und der Morgen schien ihr weder reizend noch schön. Ihr zärtliches Herz schlug sorgvoll für ihren Nelsis. Gott! rief sie auf, wenn doch Lileton hier wäre; — ich wollte ihm meinen Kummer klagen: er würde Theil an meinem Schmerze nehmen;

er würde mir meinen Nelsis wieder geben. — — So träumte Licka; so härmte sie sich vergebens, denn auch Lileton kam nicht mehr.

Nie fühlet der Mensch mehr den Hang zur Freundschaft und Liebe, als in den trüben Stunden des menschlichen Elendes. Da, wo Gram unser Herz durchwühlt, Kummer unsre Seele foltert, da sehnt sich unser Geist nach einem theilnehmenden Geschöpfe. Wie erleichtert fühlt sich der Mensch im äußersten Elende, wenn es ihm vergönnt ist, seine Arme um den Hals eines Freundes zu schlingen, oder wenn er an dem Busen einer Geliebten weinen kann. Sanfter fließt die Thräne von der Wange, die in den Schoos des Freundes fällt; minder schmerzend ist die Quaal in unsrer Seele, wenn sanftes Theilnehmen die Klagen des Schmerzes von unsern Lippen küßt.

O Gottheit! wie gütig warst du! — Alle diese Seligkeiten legtest du in das Herz des Menschen — — ja du legtest sie in ihn, um die Tage der Trübsal zu erleichtern; aber wenige Menschen sind aufgelegt zu diesen seligen Gefühlen. Der Tieger eilt ängstlich herbey bey dem Geheul des leidenden Tiegers; der Wolf leckt die Thräne

im Todeskampfe aus den Augen des Wolfes; nur der Menſch — gewöhnt an das Unglück ſeiner Brüder — ſtählet ſein Herz gegen die Eindrücke menſchlicher Empfindungen. Ich ſah Auftritte im menſchlichen Leben, daß mein Herz noch zurück ſchaudert; und fühlte ſelbſt Begegnungen, bey derer Erinnerung meine Seele noch blutet.

Alles hat großen Werth in den Wohnplätzen der Verſchwendnng, in den Häufen der Ameis • Räuber — — in den Städten; alles hat großen Werth, nur der Menſch hat keinen. Ein Geſchöpf mehr, oder weniger, was heißt das unter der Menge, wo nur jeder auf ſich ſelbſt denkt? — Ich höre die grauſe Stimme des Reichthums: räumt die Elenden aus dem Wege, ruft er, damit ihr Gewinſel nicht die Luſtbarkeiten unſrer Palläſte ſtöre.

Licka kannte dieſes alles noch nicht; wußte noch nicht, wie erniedrigt unter dem Joche des Stolzes die Menſchheit ſeufzt, und war bisher immer glücklich im Schooſe unſchuldiger Freuden der Natur. Seit Melſis und Liletons Abweſenheit fühlte ſie traurige Ahndungen; zweifelnd und ſchüchtern wußte ſie noch nicht, wozu ſie ſich entſchlie-

ſchließen ſollte. Sie wußte nicht, wo Lileton wohnte; denn ſorgfältig verſchwieg er ihr ſeinen Stand und ſein Wohnort. Jeden Abend, jeden Morgen ſuchte Licka ihren Bruder, ihren Geliebten — vergebens ſchrie ſie, Nelſis! vergebens rief ſie, Lileton! außer dem traurigen Widerhalle hörte ſie keine menſchliche Stimme in der Gegend. Sechs volle Monate waren vorüber, ſeitdem Licka über Nelſis und Liletons Abweſenheit klagte; noch mehr vermehrte ſich ihr Schmerz, als ſie ein Pfand der Liebe unter ihrem Herzen fühlte.

Traurig verſchwanden die Stunden für Licka; Tagelang weinte ſie auf Alphons Grab, und umarmte die Lindenbäume, die mit ihr aufwuchſen. Manchmal beſuchte ſie einen erhabenen Ort in der Gegend, von dem ſie die Fläche des Landes weit umher überſah, und glaubte ihren Nelſis, und ihren Geliebten wieder zu ſehen.

Eines Tages, als Licka auf dieſer Anhöhe ſaß, hörte ſie ein Getümmel im Thale; Waldhörner ertönten in der Gegend; das Gebelle der Hunde, und Wiehern der Roſſe machte ſie aufmerkſam; eilends verließ ſie den Ort, wo ſie ſaß, und geflügelt von Hoffnung und Liebe floh ſie ins

Thal.

Thal. Da horchte ſie wieder, das Getümmel war ferner, und der Lärm verlohr ſich in Wald. Licka ſtand noch, und horchte, als ein ermüdeter Hirſch athemlos gegen Licka kam, und zu ihren Füſſen ſtürzte. Mitleidflehend wandte er ſeinen Blick gen Licka. Licka ſchmeichelte dem Thier, und trocknete mit ihrer Hand die Todesthränen aus ſeinem ſterbenden Auge. Was will das? ſagte ſie, wer hat dich, gutes Thier! ſo grauſam verfolgt? — Licka weinte, ohne zu wiſſen warum.

Das gute Mädchen pflückte Laub von den Bäumen, und brachte es in der Schürze dem ſterbenden Thiere zur Erquickung. Unweit war eine Quelle; ſehnſuchtsvoll warf das Thier ſeine Blicke hin, aber es konnte ſeinen ermüdeten Körper kaum mehr ſchleppen. Licka brachte ihm Waſſer zur Labung. Das Thier erholte ſich wieder, und allgemach näherte es ſich, geführt von dem guten Mädchen, der Quelle. Ruhe nun, ſagte Licka, und erhole dich. Ich will dir einsweilen Laub pflücken. Licka verließ das leidende Thier, und ſuchte den ſchönſten der Bäume.

Wie erſtaunte aber Licka, als ſie zurück kam, da lag das ſterbende Thier, von

Jägern umringen. In der Ferne sah Licka den blinkenden Stahl; ein Jüngling zückte ihn gegen das Thier, und stieß ihn tief in die Eingeweide. Der Hirsch röchelte noch, als Licka herbey kam, und sein sterbender Blick war Danksagung für die Wohlthat des Mädchens.

Wer bist du, Grausamer; fieng Licka an, der du die Rechte der Gastfreyheit so entheiligst? Welche Rechte hast du auf das Leben dieses Thiers? — Treibt dich der Hunger zu tödten, so tödte, aber laß nicht leiden. Hier stellte sie sich vor den sterbenden Hirschen, und ihr Auge funkelte voll edlen Unwillens. Erstaunt war der Jüngling an der Seltenheit dieses Mädchens, und schüchtern trat er zurück, und fand keine Worte, um zu sprechen. Du schweigst, sagte Licka, weil du keine Worte zu deiner Vertheidigung findest. Grausamer! was heißt dich morden? Du bist nicht arm; deine Kleidung verräth es, daß du wohlhabend bist; auch scheinst du nicht, daß dich je der Hunger geplagt hat; und warum würgtest du denn? — Würgst du zur Lust? So entweihe diese Gegend nicht durch deine Fußtritte, denn diesen Hain hat noch nie ein Raubthier entheiligt. Zur

Luft

Luſt konnteſt du tödten? — Wäre es möglich? — O ſo will ich mich vor deinem Antlitz verbergen, daß dein Blick mich nicht tödte. O Lileton! zu ſolchen Thaten biſt du nicht aufgelegt. Hier ſank Licka auf das röchelnde Thier, und ein Strom von Thränen netzte ihre Wangen.

Lileton! wiederholte der Fremde; Unglückliche! kennſt du ihn? — Ob ich ihn kenne? rief Licka auf, ob ich ihn kenne? — ihn — meinen Gemahl — den Geliebten meines Herzens! — — weißt du, wo er iſt, ſo gieb mir ihn zurück — zurück, wenn du je weißt, was Liebe iſt; oder führe mich hin — dorthin, wo er iſt. Durch Dörner und Gebüſche will ich dir folgen, wenn ich nur den Geliebten meiner Seele wieder ſehe. — —

Thörichte! ſagte der Jüngling, du haſt den Verſtand verlohren. Wie! Lileton iſt dein Gemahl, er, der meiner Schweſter Bräutigam iſt? —

Unſeliger! was ſagſt du? erwiederte Licka. Sieh mir ins Auge, Jüngling! und redeſt du wahr, ſo tödte mich; — aber rede nicht weiter! — Seufzer erſtickten Lickas Worte; mit ausgeſtreckten Armen warf ſie ſich an des Jünglings Hals, und

und weinte bittere Thränen. Melin ſtieß die Unglückliche von ſich. Sie iſt eine Närrinn, rief er, und ſchwang ſich wieder auf ſein Pferd, und eilte mit ſeinen Jägern und Hunden nach der Burg. Licka lag ausgeſtreckt neben dem erlegten Hirſchen; das Blut, das aus ſeiner Wunde floß, röthete den Buſen des Mädchens. — — Wie gräßlich iſt dieſe Szene! mich däucht, ich ſehe ſie. Hilfe! Hilfe! Iſt denn niemand in dieſer Einöde, der ſich des armen Mädchens erbarmt? — Hilfe! Melin! Hilfe! wenn noch Menſchlichkeit in deinem Herzen iſt. — Vergebens! Melin iſt ſchon weit fort. Was weiß Melin von Menſchlichkeit? — Erzogen im Schooſe des Ueberfluſſes, erkennen die Reichen ſelten, was wahres Mitleiden iſt. Gewohnt, daß jedes Geſchöpf zu ihren Füſſen kriecht, dünken ſie ſich Götter der Erde, und ſehen andere arme Weſen als Inſekten an, die ſie ungeſcheut zertreten könten. Man muß ſelbſt gelitten haben, wenn man wiſſen will, was Leiden iſt. Der, der im Schooſe des Ueberfluſſes erwuchs, den das wohlthätige Unglück nie zu weichern Empfindungen ſtimmte; der, dem nie eigner Schmerz eine Thräne aus dem

Auge trieb, der wird selten bey dem Leiden seiner Brüder weinen. Es ist unglaublich, auf welchen Grad von Unempfindlichkeit der Mensch fähig ist, sein Gefühl zu verhärten. Ich kenne Menschen, die gar nichts rührt, die an nichts Theil nehmen — Wesen, die in Menschenbildung herumgehen, und deren Seele grausamer als die Tiegerseele ist. Bey dieser traurigen Erfahrung möchte das Herz des Gutdenkenden bluten; man möchte sich in eine Höhle, in eine Einöde wünschen, um von solchen Geschöpfen weit entfernt zu seyn.

Die dunkle Nacht streckte ihren Szepter über die Erde, und Gute und Böse schlummerten unter der Herrschaft des Schlafes, der seine grauen Fittige über die Halbkugel breitete. Lileton lag auf seinem goldnen Lager, und träumte von der Gunst der Liebe in den Armen seiner künftigen Braut, und dachte auf die unglückliche Licka nicht mehr.

Licka brachte die Nacht in Thränen zu, und immer glaubte sie, daß das Bild ihres Geliebten sie umschwebe. Oft erhob sie sich, und wollte dieses Schattenbild umarmen; oft streckte sie ihre Arme nach ihm aus: aber bald sank sie wieder zurück, und

ent-

und weinte bittere Thrä[illegible] ein Opfer d[illegible]
die Unglückliche von
Närrinn, rief er, ur[illegible] ließ alles
der auf sein Pferd, [illegible]htete
Jägern und Hunder[illegible]
lag ausgestreckt v[illegible]
schen; das Blut
floß, röthete [illegible]
— — Wie [illegible] Fanny gab
däucht, ich [illegible]
denn niem[illegible]
des arme[illegible] Tage theilen, mit ihm
Melin! [illegible] in den Armen der Unschuld
in dein[illegible]
Un i[illegible] unerfahrne Jüngling zweifelte
von [illegible] an Fannys Betheuerungen, und
[illegible] säumte sich schon die seligsten Tage seines
[illegible] Glückes. O Fanny! sagte er oft, ach!
wenn mein Vater noch lebte, wie glücklich
würde er seyn, wenn ihm Nelsis so ein
gutes Mädchen zur Schwiegertochter brächte,
wie du bist! Thränen fielen aus Nelsis Auge, als er von seinem Vater sprach,
und da Fanny sah, daß Nelsis Herz ganz
in Bewegung von zärtlichem Gefühle und
kindlichem Schmerze war, gebrauchte sie
List, ihr Vorhaben zu vollenden. Sie grif
leise nach Nelsis Hand, drückte sie an ih-

ren

...en Buſen, ſah ſ..., und nach Mitter...
...te. ...r gehen, und den,
...s fehlt ... ...de.
...n dir ... Herz pochte;
...e ...ne Glieder bey
...Oft wollte er
...ch der Ge...
unglü... ...ren, der
...y. Ja, Ne... ...ielt ihn
...ſeinem

Nelſis. Ermordet! — und

Fanny. Von einem grauſam... ...ſcheulichen Menſchen, der mich zum ...ch haben wollte, und der meinen Vater mo... dete, weil er es nicht zugab.

Nelſis. Wo iſt er? Laß mich ihn auf...ſuchen, daß ich ihn auch morde.

Fanny. Nein, Nelſis! laß die Rache dem Himmel über; es könnte dir mißlingen, du könnteſt unterliegen — — und was würde aus deiner Fanny werden! —

Nelſis. Gutes Mädchen! — —

Nelſis ſchlang ſeinen Arm um Fannys Hals, und ſein Herz pochte ſtärker als jemals. Die böſe Fanny wußte ſich jeden Augenblick zu Nutze zu machen. — Nelſis! rief ſie, o Nelſis! was habe ich gethan! —

Nels

Nelsis. Sag!

Fanny. Ich Unglückliche!

Nelsis. Rede! du bringst mich in Verzweiflung.

Fanny. Ich kann nie die Deine seyn.

Nelsis. Bey den Göttern! rede! du tödtest mich.

Fanny. Ich schwur — —

Nelsis. Was?

Fanny. Nur dem meine Hand zu geben, der mich an dem Mörder meines Vaters rächen würde.

Nelsis. Das schwurst du? — Gut! — dein Nelsis wird dich rächen. Du sollst sehen, Fanny! wie stark die Liebe ist.

Fanny. Aber dein theures Leben —

Nelsis. Was wäre mir mein Leben ohne dir. Ich bin bestimmt, dich zu rächen — ich fühle es, mein Busen schlägt — zeig mir ihn, den Mörder deines Vaters, daß ich ihn auch morde.

Fanny. Nun sehe ich, daß du mich liebst, Nelsis! komm mit mir an die Burg, wo ich wohne, da sollst du ihn finden, und die That vollenden, die du unternimmst.

Fanny führte den armen Nelsis an die Burg, sie versteckte ihn in einer Laube im Garten, die zu ihrem Wohnzimmer führte.

Da warte, ſagte ſie, und nach Mitternacht werd' ich hinüber gehen, und den, der mir folgt — den morde.

Nelſis wartete; ſein Herz pochte; Schauder durchſtrömte oft ſeine Glieder bey dem Gedanke des Mordes. Oft wollte er den Dolch von ſich werfen; doch der Gedanke, Fanny auf ewig zu verlieren, der Gedanke ihren Vater zu rächen, hielt ihn wieder zurück, und beſtärkte ihn in ſeinem Entſchluß.

Die Mitternacht rückte heran. Noch nie war Fanny mit ihrem Gemahl ſo zärtlich, als dieſen Abend. Sie ſchmauſten bis zur beſtimmten Stunde des Mordes, und Fanny trank ihrem Gemahl noch auf Geſundheit zu, als ſie ihn zum Tode führte.

Die Nacht iſt ſchön, ſagte ſie, wir wollen im Gartenhauſe ſchlafen. Ich will wohl, erwiederte ihr Gemahl.

Fanny. Ich eile, Lieber! und erwarte dich dort mit Ungeduld. — Da umarmte Fanny ihren Gemahl, und kein Kuß der Liebe ſtrömte feuriger von ihren Lippen, als dieſer Kuß des Mordes. — Sie gieng. In der Laube horchte Nelſis auf die leiſen Schritte. Biſt du es? Fanny! rief er.

Ich

Ich bins, erwiederte sie: der Mörder folgt — räche mich, Geliebter!

Ohne Verdacht folgte der gute Gemahl seiner Mörderinn. Schon war er der Laube nahe; Nelsis sah mit starrem Blick nach ihm, fiel ihn an, und stieß ihm den Dolch ins Herz.

Er schrie, röchelte, und starb. Dem Himmel sey Dank! rief Nelsis, Fanny ist gerächt. Abscheulicher Mörder! koste nun selbst, was Morden ist! — — Bey dem Geschrey des Grafen eilten die Diener herbey, und bemächtigten sich des unglücklichen Nelsis, der noch bewaffnet mit dem blutenden Dolche da stand. Was wollt ihr? schrie Nelsis; ich habe Fanny gerächet — habe einen Mörder getödtet, der Fannys Vatermörder war.

Das sind Ausflüchten, erwiederte man; der gute Graf war es — ein Mörder, ein Strassenräuber bist du — ein Bösewicht! — Fanny eilte auch herbey, und mit zerstreuten Haaren warf sie sich auf die Leiche ihres Gatten, und heulte zum Himmel wie eine Rasende. Wo ist der böse Mörder, schrie sie, daß man ihn in Kerker bringe. In Kerker! sagte Nelsis; kennst du mich nicht mehr, Fanny? — Ich dich

kennen, Abfaum der Menschheit! — Woher sollt' ich dich kennen? Nie sah mein Auge dich, grausames Geschöpf! nie sprach mein Mund mit dir, boshafter Mörder! — entfernt von mir diesen Bösewicht, ich kann seinen Anblick nicht ertragen.

Nelsis wollte reden, aber man ließ ihm nicht mehr Zeit; er wurde fort in Kerker geschleppt, und drey Tage darauf zum Tode verurtheilet. Schrecklich waren für ihn die Stunden, die er in diesem Wohnorte zubrachte. Wo bin ich! rief er, und wer hat mich in diesen Abgrund des Jammers gestürzt? O Fanny! Fanny! sollt es möglich seyn, daß du in solchem Grade böse wärest? — — Fanny! du, holdes Geschöpf — du sollst deinen Nelsis verlassen — sollst ihn betrogen haben? — Wenn du betrügen kannst — Gott! wem wird sich der Mensch anvertrauen können. — Nach seinem Verhör erfuhr Nelsis, daß der Ermordete Fannys Gatte war. Ohnmächtig sank er zu Boden bey dieser Nachricht. Er, ihr Gemahl! rief er, welche Abscheulichkeit! — Wie bin ich hintergangen! — O Licka! o meine Schwester! — auch dich wird Lileton betrogen haben, denn er ist Fannys Bruder. O Himmel! hätte ich

doch nie meine Hütte verlassen, hätte ich mich nie unter Menschen gewagt, wie glücklich wäre ich gewesen! — — Der Richter, der zu jeder Entschuldigung des armen Nelsis taub war, verurtheilte ihn als einen Mörder zum Tode.

Man eröffnete Nelsis sein Urtheil: ruhig hörte ers an, und eilte hastig zum Tode. Oft rief er zum Himmel: Götter! erbarmt euch meiner Licka, und verzeiht der grausamen Fanny. Fanny! — Licka! — waren seine letzten Worte, die er aussprach, und des Henkers Schwert trennte sein Haupt vom Rumpfe.

Nelsis Körper wurde aufs Rad geflochten, und keine Thräne floß für ihn aus dem Auge des gaffenden Pöbels — aus dem Auge des Wanderers; jeder, der vorübergieng, fluchte seiner Leiche, und verwünschte den Mörder, dessen Unschuld er nicht kannte.

Sechs volle Monate waren vorüber, seit Nelsis Tode, als die arme Licka sich entschloß, ihre Hütte zu verlassen, und ihren Bruder und Lileton, wo sie immer seyn möchten, aufzusuchen.

Erschöpft und ermüdet kam sie an die Burg, unwissend, daß diese der Wohnort

ihres

ihres Geliebten war. Ganz entkräftet ſank ſie auf eine marmorne Schwelle hin, und ſtaunte dieſen großen Pallaſt an. Gähling hörte ſie ein Freudengeſchrey; Muſik ertönte im Pallaſt. Es lebe Lileton und ſeine Braut! war das allgemeine Geſchrey, das alle zuriefen. Haſtig erhob ſich Licka bey Liletons Namen, und mit matten Schritten gleitete ſie durch den Marmorſäulengang bis in den Saal, wo Lileton an der Seite ſeiner Braut beym Hochzeitſchmauſe ſaß.

Licka war erſtaunt über die Pracht, die da herrſchte. Die Menge der Gäſte, die Niedlichkeit der Gerichte ſetzten ſie ganz in Bewunderung, und der Schimmer des Geſchmuckes, die ſilber- und goldnen Gefäſſe, die Menge der prächtigen Kleider, blendeten einige Augenblicke ihr Aug, das an ſolche Seltenheiten nicht gewöhnt war. Licka ſah, und erſtaunte; bald aber wandte ſie ihren Blick von dem blendenden Schimmer, und ihr Aug ſuchte unter der Menge ihren Geliebten. Er ſaß an der Seite ſeiner Braut; Licka ſah aufmerkſam nach dem Mädchen, die Lileton zur Rechten war. Gott! rief Licka auf, was ſeh ich! — So iſt es denn wahr, daß mich Lileton vergaß? — — Dieſe, dieſe dort ver-

entkräftet lag sie da, als ein Opfer des Grams und des Schmerzens.

Binnen der Zeit, als dieß alles der guten Licka begegnete, schmachtete Nelsis im Kerker, und erwartete das Urtheil des Todes. Die boshafte Fanny, die längst ihres Gatten überdrüßig war, mißbrauchte Nelsis aufrichtiges Herz. Nelsis liebte seine Fanny unaussprechlich. Fanny gab vor, daß sie ein unverheyrathetes Mädchen wäre, daß sie Nelsis liebe, daß sie mit ihm das Glück seiner Tage theilen, mit ihm auf dem Lande in den Armen der Unschuld und der Ruhe leben werde. Der leichtgläubige, unerfahrne Jüngling zweifelte nicht an Fannys Betheuerungen, und träumte sich schon die seligsten Tage seines Glückes. O Fanny! sagte er oft, ach! wenn mein Vater noch lebte, wie glücklich würde er seyn, wenn ihm Nelsis so ein gutes Mädchen zur Schwiegertochter brächte, wie du bist! Thränen fielen aus Nelsis Auge, als er von seinem Vater sprach, und da Fanny sah, daß Nelsis Herz ganz in Bewegung von zärtlichem Gefühle und kindlichem Schmerze war, gebrauchte sie List, ihr Vorhaben zu vollenden. Sie grif leise nach Nelsis Hand, drückte sie an ihren

ren Buſen, ſah ſtarr zum Himmel, und ſeufzte.

Was fehlt dir, Fanny! ſagte Nelſis, was geht in dir vor?

Gott! Die Erinnerung an deinen Vater erinnert mich auch an meinigen, den ich ſo ſehr liebte, und der ſo unglücklich ſtarb.

Nelſis. Unglücklich ſtarb — —

Fanny. Ja, Nelſis! er wurde ermordet.

Nelſis. Ermordet! — und von wem?

Fanny. Von einem grauſamen, abſcheulichen Menſchen, der mich zum Weib haben wollte, und der meinen Vater mordete, weil er es nicht zugab.

Nelſis. Wo iſt er? Laß mich ihn aufſuchen, daß ich ihn auch morde.

Fanny. Nein, Nelſis! laß die Rache dem Himmel über; es könnte dir mißlingen, du könnteſt unterliegen — — und was würde aus deiner Fanny werden! —

Nelſis. Gutes Mädchen! — —

Nelſis ſchlang ſeinen Arm um Fannys Hals, und ſein Herz pochte ſtärker als jemals. Die böſe Fanny wußte ſich jeden Augenblick zu Nutze zu machen. — Nelſis! rief ſie, o Nelſis! was habe ich gethan! —

Nelsis. Sag!

Fanny. Ich Unglückliche!

Nelsis. Rede! du bringst mich in Verzweiflung.

Fanny. Ich kann nie die Deine seyn.

Nelsis. Bey den Göttern! rede! du tödtest mich.

Fanny. Ich schwur — —

Nelsis. Was?

Fanny. Nur dem meine Hand zu geben, der mich an dem Mörder meines Vaters rächen würde.

Nelsis. Das schwurst du? — Gut! — dein Nelsis wird dich rächen. Du sollst sehen, Fanny! wie stark die Liebe ist.

Fanny. Aber dein theures Leben —

Nelsis. Was wäre mir mein Leben ohne dir. Ich bin bestimmt, dich zu rächen — ich fühle es, mein Busen schlägt — zeig mir ihn, den Mörder deines Vaters, daß ich ihn auch morde.

Fanny. Nun sehe ich, daß du mich liebst, Nelsis! komm mit mir an die Burg, wo ich wohne, da sollst du ihn finden, und die That vollenden, die du unternimmst.

Fanny führte den armen Nelsis an die Burg, sie versteckte ihn in einer Laube im Garten, die zu ihrem Wohnzimmer führte.

Da warte, ſagte ſie, und nach Mitternacht werd' ich hinüber gehen, und den, der mir folgt — den morde.

Nelſis wartete; ſein Herz pochte; Schauder durchſtrömte oft ſeine Glieder bey dem Gedanke des Mordes. Oft wollte er den Dolch von ſich werfen; doch der Gedanke, Fanny auf ewig zu verlieren, der Gedanke ihren Vater zu rächen, hielt ihn wieder zurück, und beſtärkte ihn in ſeinem Entſchluß.

Die Mitternacht rückte heran. Noch nie war Fanny mit ihrem Gemahl ſo zärtlich, als dieſen Abend. Sie ſchmauſten bis zur beſtimmten Stunde des Mordes, und Fanny trank ihrem Gemahl noch auf Geſundheit zu, als ſie ihn zum Tode führte.

Die Nacht iſt ſchön, ſagte ſie, wir wollen im Gartenhauſe ſchlafen. Ich will wohl, erwiederte ihr Gemahl.

Fanny. Ich eile, Lieber! und erwarte dich dort mit Ungeduld. — Da umarmte Fanny ihren Gemahl, und kein Kuß der Liebe ſtrömte feuriger von ihren Lippen, als dieſer Kuß des Mordes. — Sie gieng. In der Laube horchte Nelſis auf die leiſen Schritte. Biſt du es? Fanny! rief er.

Ich

Ich bins, erwiederte sie: der Mörder folgt — rächе mich, Geliebter!

Ohne Verdacht folgte der gute Gemahl seiner Mörderinn. Schon war er der Laube nahe; Nelsis sah mit starrem Blick nach ihm, fiel ihn an, und stieß ihm den Dolch ins Herz.

Er schrie, röchelte, und starb. Dem Himmel sey Dank! rief Nelsis, Fanny ist gerächt. Abscheulicher Mörder! koste nun selbst, was Morden ist! — — Bey dem Geschrey des Grafen eilten die Diener herbey, und bemächtigten sich des unglücklichen Nelsis, der noch bewaffnet mit dem blutenden Dolche da stand. Was wollt ihr? schrie Nelsis; ich habe Fanny gerächet — habe einen Mörder getödtet, der Fannys Vatermörder war.

Das sind Ausflüchten, erwiederte man; der gute Graf war es — ein Mörder, ein Strassenräuber bist du — ein Bösewicht! — Fanny eilte auch herbey, und mit zerstreuten Haaren warf sie sich auf die Leiche ihres Gatten, und heulte zum Himmel wie eine Rasende. Wo ist der böse Mörder, schrie sie, daß man ihn in Kerker bringe. In Kerker! sagte Nelsis; kennst du mich nicht mehr, Fanny? — Ich dich ken-

kennen, Abfaum der Menschheit! — Woher sollt' ich dich kennen? Nie sah mein Auge dich, grausames Geschöpf! nie sprach mein Mund mit dir, boshafter Mörder! — entfernt von mir diesen Bösewicht, ich kann seinen Anblick nicht ertragen.

Nelsis wollte reden, aber man ließ ihm nicht mehr Zeit; er wurde fort in Kerker geschleppt, und drey Tage darauf zum Tode verurtheilet. Schrecklich waren für ihn die Stunden, die er in diesem Wohnorte zubrachte. Wo bin ich! rief er, und wer hat mich in diesen Abgrund des Jammers gestürzt? O Fanny! Fanny! sollt es möglich seyn, daß du in solchem Grade böse wäreſt? — — Fanny! du, holdes Geschöpf — du sollst deinen Nelsis verlassen — sollst ihn betrogen haben? — Wenn du betrügen kannst — Gott! wem wird sich der Mensch anvertrauen können. — Nach seinem Verhör erfuhr Nelsis, daß der Ermordete Fannys Gatte war. Ohnmächtig sank er zu Boden bey dieser Nachricht. Er, ihr Gemahl! rief er, welche Abscheulichkeit! — Wie bin ich hintergangen! — O Licka! o meine Schwester! — auch dich wird Lileton betrogen haben, denn er ist Fannys Bruder. O Himmel! hätte ich

eure Denkart ganz anders in den Palläſten. Warum haſt du mich denn betrogen? Was habe ich dir denn gethan? War es denn eine Sünde dich zu lieben? Jab' ich dich nicht geliebt, wie eine Selige dich lieben konnte? Haſt du mir nicht auf dem Grabe meines Vaters geſchworen? nicht den Gott ſelbſt zum Zeugen genommen, der die Sonne ſo prächtig ſchuf, die über unſern Scheitel glänzet? Haſt du aber dieſes alles vergeſſen, ſo vergiß die Mutter deines Kindes nicht. Unter dieſem Herzen ſchlägt dein Geblüt, ein Weſen, dem du das Daſeyn gabſt — das dein Kind iſt. — O Lileton! wenn die Stimme der Liebe keine Gewalt über dein Herz mehr hat, ſo ſoll die Natur meine Fürſprecherinn ſeyn.

Bey dieſen Worten ſtürzte Licka zu Boden, und benetzte mit Thränen den Raſen, auf den ſie ſank. Erhebe dich, ſprach Lileton, thörichtes Mädchen! und warf ihr einen Beutel Geld zu. Geh, und beunruhige mich weiter nicht mehr. Dieß Geld iſt hinlänglich, dich und dein Kind zu verſorgen. Was willſt du mit dieſem Gelde, ſagte Licka; willſt du dich von der Pflicht der Natur loskaufen? Elender! Hier haſt du dein Geld; ich hab deines Geldes nicht

nöthig.

nöthig. In eine Einöde will ich mich verstecken, bey Felsen um Erbarmen betteln, und um Mitleiden bey gefühllosen Bäumen. — Geh! ich brauche dein Geld nicht. Meine Brüste werden deinen Säugling nähren, so lange sie können, und wenn Gram und Schmerz mich tödtet, wird vielleicht eine gutherzige Wölfinn Mutterstelle an deinem Kinde vertreten, um dich, Unmensch! zu beschämen.

Lileton hörte der Unglücklichen nicht länger zu; er gieng zurück in den Pallast, und die Diener führten Licka aus der Burg mit den schärfesten Bedrohungen. Verzweifelnd, wie sie war, lief sie mit zerstreutem Haare ins nahe Dorf hinab, und da niemand im Dorfe sich getraute, die Unglückliche aufzunehmen, so war sie genöthiget, im weiten Felde unter einem Baume Zuflucht und Gastfreyheit zu suchen.

Als sie einige Schritte vom Dorfe entfernt war, führte sie der Weg zu der traurigen Stätte, wo die Gebeine ihres unglücklichen Bruders moderten; da blieb Licka stehen, und sah dieß wunderbare Gerüst an. Ein Wanderer gieng vorüber. O sag mir, Lieber! sagte Licka, wer war der Unglückliche, dessen Körper nicht einmal

mal ein Grabhügel deckt? Einige behaupten, sagte der Bauer, es war ein guter Junge — er soll verführt worden seyn; aber er ist doch eines grausamen Todes gestorben. Die böse Fanny! ich möchte doch keinen Antheil an dieser That haben. Fanny sagst du? Wie nannte sich denn der Unglückliche che? Man sagte, er nannte sich Nelsis, erwiederte der Bauer.

Nelsis! schrie Licka, und sank bey der Mordstätte nieder. Der Bauer entfernte sich vor Furcht, und Licka lag eine Weile ganz außer sich. Endlich erholte sie sich wieder, und warf ihren Blick auf das hohe Rad hinauf, wo Nelsis Leichnam moderte. Mein Bruder! schrie sie, mein Bruder! und umfaßte den Balken, der das Rad unterstützte, und schüttelte ihn so heftig, daß Nelsis Leichnam herunter fiel. Nun hab ich dich wieder, sagte sie, und warf sich auf das modernde Gerippe. Nun soll uns nichts mehr trennen; hier, wo du starbst, will auch ich sterben. So schrie Licka. Die heftigen Gemüthsbewegungen beförderten die Zeit ihrer Geburt; sie ward Kindesmutter, und ein liebevolles Kind erblickte in den Schreckenstunden der schwärzesten Nacht auf dieser schaudernden Stätte

die

die Welt. Es war ein Sohn; Licka drückte ihn an ihr Herz, und starb. — Ohne Hilfe, ohne Unterstützung starb auch das Kind, und Licka lag todt auf Nelsis Leichname, und an ihrem Herzen ihr Sohn, als am Morgen die Sonne wieder aufgieng. Man erzählte den Zufall an Liletons Tafel, aber niemand machte sich was daraus; einige junge Herren aus der Stadt wußten gar hierüber zu scherzen. Liletons Braut allein wurde nachdenkend über die Sache, sie befahl die Unglücklichen an dem Orte zu beerdigen, wo man sie fand. Diese Geschichte machte so vielen Eindruck auf Rosettens Herz; sie war immer traurig, und starb noch im ersten Jahre ihrer Heyrath. Vor ihrem Tode sagte sie, sie hätte die arme Licka vor ihr gesehen, die ihr versprach, sie in eine bessere Gegend bis gen der Nacht abzuholen. Rosette starb auch um die nämliche Stunde der Nacht; die boshafte Fanny wurde von ihrem eigenen Buhler an dem Orte ermordet, wo der unglückliche Nelsis sterben mußte. Lileton hatte weder Ruhe noch Vergnügen mehr, er verließ das Land, gieng in die Stadt, und starb eines elenden Todes.

An dem Orte, wo dieser traurige Auftritt vorgieng, steht nun eine Feldsäule, und unweit davon lebt ein Eremit, der den Vorüberreisenden diese Geschichte erzählt. Ich hörte sie selbst aus dem Munde des Alten; wir sassen auf einem Hügel gen Abend, die Sonne gieng unter, und die Abendröthe färbte diesen Mordhügel scheußlich roth, als wollte sie die Wahrheit dieser Geschichte bestättigen. Als der Eremit Liletons Namen aussprach, flogen sieben grosse Raaben über unsern Scheitel, und schrien gräßlich in finstern Wald hinein, als wollten sie ein Klaglied anstimmen. Tief ist dieses Bild noch in meiner Seele — tief Lickas Name noch in meinem Herzen.

Karakter des wahren Wollüstlings.

Der Wollüstling ist ein fühlloses Geschöpf, ein Geschöpf, das aller feiner Empfindungen unfähig ist; — er sucht nichts als thierischen Genuß, und liebt niemanden als sich selbst.

Dem Wollüstling ist nichts heilig; er schändet die Freundschaft, und entehret das heilige Zutrauen der Unschuld; seine Gelü-

ſte zu befriedigen iſt ſein Zweck, und kein Mittel iſt ſo ſchändlich, das er nicht anwendet, wenn es ihn nur dahin führt. Hat er ſeinen Zweck erreicht, ſo verläßt er den Gegenſtand, den er ſich wählte, und ſucht einen andern; den erſten hat er unglücklich gemacht, den zweyten ſucht er unglücklich zu machen. Der Leichtſinn ſeines Karakters ſchließt jede edle Empfindung aus ſeinem Herzen; er hört das Jammern der Unſchuld nicht; keine Thräne der Armuth rührt ſein Herz, und das Elend der Verführten macht keinen Eindruck auf ſeine Seele. Er ſieht die Mädchen gleich Blumen an, die zum Genuß im Garten ſtehen; mit räuberiſcher Hand pflückt er ſie ab, und wirft ſie fort; ungeſcheut ſieht er die welkenden Blumen bey ſeinen Füſſen, er zertritt ſie, und ſucht wieder andere auf. Der Wollüſtling iſt unfähig zur Freundſchaft; er entehrt dein Weib, verführt deine Tochter, und ſchändet deine Schweſter.

Kennzeichen des Wollüſtlings.

Der Wollüſtling iſt leicht von dem wahren Liebhaber zu unterſcheiden. Seine Art, ſich gegen das Frauenzimmer zu betragen,

iſt

ist äußerst leichtsinnig; er schwätzt viel, und denkt wenig, und was er schwätzt, ist äußerst albernes Zeug, Schmeicheley ist sein Steckenpferd; er vergöttert jedes Mädchen, und bethet es an; sein Blick ist unverschämt, und sein Betragen ausgelassen; er scherzt gern über Unschuld und Sittsamkeit, und macht die Eingezogenheit lächerlich. Spricht er in Gesellschaft von Frauenzimmern, so nennt er jedes rechtschaffne Weib, und jedes sittsame Mädchen eine Prüde. Er scherzt gern mit zweydeutigem Witze, und weiß das Betragen jedes rechtschaffenen Mannes lächerlich zu machen. Er appretirt sich zu allem; ist äußerst gefällig, bis er seinen Endzweck erreicht hat. In Gesellschaft von seines gleichen spricht er äußerst verächtlich vom Frauenzimmer; er läßt jedes Weib, jedes Mädchen durch, und rühmt sich jeder unbedeutenden Gunst; ist er beym Kaffee oder Wein, so geht keine ehrliche Frau und kein braves Mädchen vorüber, wovon er nicht die unverschämtesten Anekdoten zu erzählen weiß. Diese Züge des Wollüstlings sind nach wahren Originalkaraktern gezeichnet; sind wahr und unbetrüglich.

Gute, liebe Mädchen! wenn ihr mit Männern Umgang ſucht, ſo gebt auf dieſe Karakterzüge acht. Verräth ſich euer Liebhaber durch einen einzigen Zug, ſo ſeyd verſichert, daß er euch nicht liebt, daß er euch zu hintergehen, zu betrügen ſucht — es würde euch gehen, wie der armen Licka.

Grundregeln.

Nehmt keinen Wollüſtling zum Liebhaber, denn er wird euch verführen, und die Verführte unglücklich machen.

Nehmt keinen Wollüſtling zum Freund, denn, wenn es ſeine Gelüſte wollen, ſo iſt ihm nichts heilig.

Vertraue keinem Wollüſtling deine Tochter, oder dein Weib, denn er wird ſie beyde beſchimpfen.

Nimm keinen Wollüſtling zum Manne, denn die Bande der Freundſchaft und der Treue ketten ſein Herz nicht an das deine.

Verläßt euch in keiner Sache auf einen Wollüſtling, denn er iſt nur ſo lang gut, nur ſo lang gerecht, nur ſo lang Freund, als es ſeine Gelüſte ihm erlauben.

Beweggründe.

Ueberzeugt euch, liebe Mädchen! daß euch so ein Mensch nicht liebt; überzeugt euch, das alles, was er euch sagt, wahre Lügen sind; glaubt mir, daß er euch in seinem Herzen für dumme Gänse ansieht, die nicht Unterscheidungskraft genug haben, seine Verstellung zu erkennen.

Habt wahre Schätzung und Hochachtung für euch selbst, lernt den wahren Werth eures Geschlechts kennen, und begegnet mit edler Verachtung dem Niederträchtigen.

Glaubt mir, daß, wenn ihr auch nicht schön, nicht reich seyd, wenn ihr nur ein gutes edles Herz habt, daß ihr doch Männer finden werdet. Suchet euch nicht durch Coquetterie von andern Mädchen zu unterscheiden, sondern durch Eingezogenheit, durch einen edlen Anstand, und ihr werdet die Blicke des Rechtschaffenen doch auf euch ziehen; er wird euch bemerken, wie eine Rose, die unter den Feldblumen blühet. Glaubt mir, gute Kinder! daß ein eingezogenes Mädchen eher einen Mann findet, als eine Coquette. Wenn ihr wüßtet, ihr Lieben! wie die Männer mit euch spielen, wie sie sich eurer Eigenliebe bedienen, wie

ſie euch zu Närrinnen machen, und dann euch wieder durchhecheln, daß es abſcheulich iſt! wie dauert mich nicht manches gute Kind, das die Welt nicht genug kennt, das das Opfer ihres Leichtſinns wird.

Der Hang zu gefallen, gute Kinder! iſt die Urſache eurer Thorheit. Ihr wollt gefallen — aber wem? — Jedermann! — Wer allen gefällt, gefällt niemanden. Kann man denn ſtolz ſeyn auf den Beyfall von Narren? — den Beyfall der Edeldenkenden haben, das iſt groß, und der Beyfall der Edeldenkenden iſt immer der Beyfall der Wenigern. Glaubt mir, gute Kinder! ihr müßt mehr Hochſchätzung für euch haben, mehr edlen Stolz. Der Mann, der eure Freundſchaft, eure Liebe ſucht, muß eurer würdig ſeyn; ihr müßt ihm eure Liebe nicht hinwerfen; er muß ſie verdienen. Wenn ihr ſo handelt, gute Kinder! ſo wird euch der Edle bald von den Thörinnen unterſcheiden; eure Gunſt wird ihm werth ſeyn; denn der Edle kann ſtolz auf die Freundſchaft eines edlen Frauenzimmers ſeyn, wenn er ſich ſagen kann: dieſe Freundſchaft iſt der Lohn wahrer Verdienſte, und ich darf dieß Herz mit keinem Narren und mit keinem Dummkopfe theilen.

Coquetterie.

Der Grund der Coquetterie ist meistentheils Mangel des Verstandes. Ein Frauenzimmer, die eine Coquette ist, hat zu wenig Stärke des Geistes, um unpartheyisch über sich selbst zu urtheilen; sie will gefallen, und ergreift die unrechten Mittel.

Ein coquettes Frauenzimmer sucht nur das Sinnliche in ihren Eroberungen; in dieser Rücksicht will sie jede Nebenbuhlerinn ihrer Coquetterien übertreffen.

Die Coquetterie ist eine Art des falschen Ehrgeitzes; denn das coquette Frauenzimmer geitzet nach Eroberungen. Diese Begierde wird bey mancher unersättlich; daher ist ein coquettes Weib weder der Liebe noch der Freundschaft fähig; sie sucht keinen Liebhaber, sondern einen Sklaven, der bey ihren Füssen schmachtet, und den ihre Ketten ewig lasten sollen. In einer Gesellschaft von Männern sucht sie allen zugleich zu gefallen. Sie nickt diesem mit dem Fächer, winkt jenem mit dem Auge, und lacht dem dritten mit dem Munde zu. Sie hasset den Mann, den sie glaubt, daß er ihr widerstehen kann, und verfolgt jedes Frauenzimmer ohne Unterschied, das einige Verdienste hat.

Die

Die Lästerschule der weiblichen Gesellschaft hat ihren Grund in der Coquetterie, eine Coquette weiß immer was Lächerliches über ein anders Frauenzimmer anzubringen. Die Coquette ist gegen jedes andere Frauenzimmer eifersüchtig; es ist die höchste Beleidigung für sie, ein Mädchen oder eine Frau in ihrer Gegenwart zu loben. Wenn sie lobt, so weiß sie im Lobe selbst zu schänden; zum Beyspiel: die Frau A . . sagt sie, ist eine recht gute Frau, eine treffliche Haushälterinn; wenn man des Morgens kömmt, so findet man sie schon so schmutzig, wie eine Küchenmagd: schön ist sie nicht, das ist wahr, aber ihre Seele ersetzt die Mängel ihrer Bildung, denn sie hat ein vortreffliches Herz; nur Schade, daß sie ewig zankt, wie ein Wäscherweib, und daß sie so abscheulich geitzig ist. Ihr Mann ist ein lebendiger Marterer, wie man sagt; übrigens ist sie ein recht braves Weib.

Grundsätze.

Die wahre Coquette ist meistentheils keiner Besserung mehr fähig.

Die Coquetterie schließt alle wahre Liebe aus.

Die Coquetterie ist im Stande ein Frauenzimmer zu allen Ausschweifungen und Lastern zu verführen.

Warnung für junge, unerfahrne, romanhafte Leute.

Gute Jünglinge! die ihr schwärmerische Begriffe von der Liebe habt; die ihr aus Mangel der Weltkenntniß jedem schönen Gesichte eine schöne Seele zudichtet, seyd vorsichtig, und denkt auf die boshafte Fanny, wie sie den guten, arglosen Nelsis zum Mörder machte. Glaubt nicht jedem schmeichelnden Worte, nicht jeder täuschenden Miene, nicht jedem schmachtenden Auge: das Mädchen ist witziger, als der Jüngling im Punkte der Coquetterie: niemand wird leichter betrogen, als der Liebende; denn er sieht nicht, bis er von seinem Taumel erwachet, und dann ist es oft zu spät. Mancher macht sich ein Ideal von einer Gottheit, und giebt die Bildung des Engels einer Krötenseele. Hast du ein gutes Herz, so ist es noch leichter dich zu betrügen, denn du bist weniger vorsichtig, und kennst die Verstellung nicht. Habe Achtung für jedes Frauenzimmer, Ehrfurcht

für

für die, die ein Engelsgeſicht hat, und den ſittſamen Anſtand auf ihren Wangen; aber traue keiner, bis du ſie recht kennſt.

Sophie Lauber,

eine wahre Geſchichte.

Es dämmerte ſchon gegen die Nacht, und die Stille des Abends verkündigte allgemach die Ankunft der Ruhe. Der Hirt trieb die Heerden ins Dorf, und außer dem Geklingel des ermüdeten Landmanns, der vor der Hütte ſeine Senſe ausbeſſerte, hörte man kein Geräuſch mehr in der ganzen umherliegenden Gegend. Ich ſaß in meiner Poſtkutſche, und hieng meinen Gedanken über die Herrlichkeit eines prachtvollen Sommerabends nach. Verſchiedene Auftritte rührten mein Herz. Häusliche Eintracht und Liebe fand ich vor der armſeligen Hütte, vereint mit Armuth und Elend, und mein Aug weidete ſich an den verſchiedenen Gegenſtänden: dort ſah ich einen Mann, wie er ausgeſtreckt auf dem grü-

grünen Rasen da lag, und sein Haupt ruhte in dem Schooße seiner Gattinn. Da sah ich halb nackte Kinder; in Reihen saßen sie um den treuen Haushund; flochten ihm Kränze von Feldblumen, und spielten mit dem fürchterlichen Thier, das dankbar mit seiner Zunge die schmutzigen Wangen der Kinder seines Wohlthäters leckte. Hier sah ich ein ländliches Mädchen am Ufer des Baches: sanft säuselte die Quelle über ihre Füsse; sie kämmte ihr Haar, und badete ihren Antlitz im Wasser. Alles dieß sah ich — fühlte ich — — da störte mich gählling mein Postknecht in meinen Gedanken, denn er blies in sein Horn, und der spottende Echo wiederholte seine gleichförmigen Töne, und rief den weithorchenden Tafernen zu, daß noch ein Reisender auf der Strasse wäre. Schnell rollte die Kutsche zwischen hohe Berge hinunter, und seitwärts breitete ein altes Schloß seinen nächtlichen Schatten über die Gegend. Schwarze, hohe Mauern mit Moos und Epheu bewachsen, thürmten sich in die Höhe, und in den zerfallnen Thürmen fanden Nachteulen und Fledermäuse ein gastfreyes Lager. Eine kleine Glocke in der Veste verbreitete ihren langweiligen Ton weit in

die

die Ferne, und verkündigte die letzte Bethstunde der Gefangenen. Am Fuß dieses Berges war ein Posthaus; da setzte mich mein Kutscher ab. Der Postmeister bewillkommte mich sehr freundlich, und führte mich auf ein Zimmer, in dem ich in gerader Linie diese fürchterliche Veste mir gegenüber sah. Ich war lang am Fenster, und betrachtete diesen melancholischen Ort, als der Ton einer ganz düster klingenden Glocke mich aufmerksam machte, die die kläglichsten Töne von der Veste herabjammerte. Was heißt dieses traurige Geläut? sagte ich zu dem Postmeister. Es bedeutet nicht viel, erwiederte er; es stirbt ein Gefangener — wir sind dieses Geklingel schon gewohnt — Gott sey seiner armen Seele gnädig!

Ich. Sind wohl viele Gefangene hier?

Postm. O ja, eine Menge.

Ich. Und sterben viele?

Postm. Ja, schier täglich einer, oder zween.

Ich. Und woher kömmt das?

Postm. Sie sind armselig gehalten.

Ich. Warum das.

Postm. Der Schloßwärter ist ein harter Mann, der seine Gefangene halb verhungern läßt.

Ich. Und trift man denn keine Abänderung?

Postm. Mein Gott, nein! man ist froh, wenn man die Gefangenen bald vom Brod bringt.

Ich. Kann man die Gefangenen nicht sehen?

Postm. O ja! wenn sie dem Schloßwärter eine Douceur machen, so zeigt er Ihnen die ganze Vest. Er kömmt heute Abends gewiß noch herab, denn gemeiniglich bringt er seine Collation bey mir ein, und dann will ich ihn sprechen.

Ich. Sie erweisen mir einen angenehmen Dienst, Herr Postmeister.

Der Postmeister verließ mich, und ich war froh, daß er mich verließ; meine Seele war gedrängt, und nun hieng ich ganz meinen Gedanken nach. Ich warf noch einen Blick auf die Veste hin, und ich fühlte, ich weiß nicht wie viel schweres in meinem Herzen; eine Thräne gleitete meine Wange herunter, und der Ton der Sterbglocke klingelte noch in meinem Ohr, und ich wiederholte das Gott sey seiner armen

armen Seelen gnädig, das der Poſtmeiſter mit eiskalten Lippen ſo ganz maſchinenmäßig ausſprach — Gott ſeiner armen Seele gnädig!

Ich weiß nicht, wer du biſt, rief ich auf, unglücklicher Menſch; den dieſe Stunde ſeiner Feſſeln befreyet; unbekannt mit dir und deinem Schickſal nimm ich Antheil an deinem Leiden. Vielleicht biſt du Gatte, Vater, oder Freund; vielleicht jammert ein treues Weib um dich, oder arme Kinder, oder ein gefühlvoller Freund, der ſchlaflos auf ſeinem nächtlichen Lager um dich ſeufzet. Vielleicht biſt du auch ein ganz verlaſſenes Geſchöpf, hingeworfen in die Welt, und fremd, wie ein Laub in einem öden, ſteinigten Thale, das ein Sturmwind in die Tiefe geweht hat. Wer du biſt, ſo biſt du Menſch, und du leideſt. So dachte ich, ſtützte mein Haupt auf meine Rechte, und ſchlummerte am Fenſter in traurigen Phantaſien. — Gähling kam der Poſtmeiſter auf mein Zimmer. Nun können Sie den Schloßwärter ſehen, ſagte er, er iſt unten in der Schenke, wenn Sie ſich wollen die Mühe geben, hinunter zu kommen, denn er kömmt nicht herauf; er hat ſeinen gewiſſen Humor im Kopf, der

nicht so leicht aus ihm zu bringen ist. Ich verließ mein Zimmer, und kam in die Zechstube. Da sah ich einen kurzen dicken Mann mit einem Schnauzbarte; er hatte eine kleine vielrunzlichte Stirne; die Augen lagen ihm tief im Kopfe; seine Nase war stumpf und breit, und sein Mund fürchterlich weit. Er hatte zwo grosse Zahnlücken, und stotterte mit der Zunge. Sobald er mich sah, setzte er seinen Hut auf, und drückte ihm herab bis ins linke Auge, schmauchte Taback, und fluchte etlichmale abscheulich. Ich muß gestehen, daß mir die Bildung dieses Mannes auffiel, als ich in das Zimmer trat. Ich blieb unvermerkt stehen, und faßte ihn starr ins Auge. He! Kamerad! fieng er an, was sieht er mir so ins Gesicht? gefall ich ihm? — Sag er mir mal, Kamerad! seh ich nicht n'em rechten Raufteufel gleich? Ganz gewiß, erwiederte ich, und obgleich ihre Stellung in etwas klein ist, so ersetzt ihr feuriges Auge, und das Ansehen, daß Sie sich zu geben wissen, diesen unbedeutenden Fehler der Natur. Er ist mein Mann, Kamerad! sagte der Schloßwärter: das denk ich auch; was nützt es, ein Ellen langer Kerl zu seyn, wenn man keine Geschick-

lich-

lichkeit besitzt. Kurz und gut, ist ein altes Sprichwort.

Ich lernte bald die schwache Seite dieses Mannes kennen, und bediente mich derselben zu meiner Absicht. Ich sah, daß der Stolz dieses Mannes darinn bestand, ein fürchterliches Aussehen zu haben; ich suchte daher aus seiner Zwergen-Physiognomie alles Mögliche zusammen, wovon ich ihm eine Apologie seiner Fürchterlichkeit halten könnte, und gewann ganz das Herz dieses Mannes, wozu hauptsächlich die Lobsprüche beytrugen, die ich ihm über seinen Schnurbart machte. Es kam so weit, daß er mich niedersitzen hieß, und mir erlaubte, daß Haupt zu bedecken.

Wenn man mit Leuten von solcher Art zu thun hat, so muß man sie mit Klugheit behandeln; sie sind im Grunde weniger schlimm als sie scheinen. Unrichtige Begriffe von Grösse und Ehre, üble Erziehung bildete sie zu dem, was sie sind. Wenn man ihre schwache Seite einmal kennt, so kann man sie mit gewisser Vorsicht zu den besten Handlungen leiten; nur muß man ihren Stolz nicht beleidigen, ihnen

nen nicht widerſprechen, und immer zuerſt ſcheinen, als wenn man ganz ihrer Meynung wäre. Leitet man ſie zu beſſeren Handlungen, ſo muß es nicht ſcheinen, daß man ſie leite, ſondern dieſe Leitung muß ſo geſchehen, daß ſie glauben, jede edle That, zu der man ſie führt, ſey ihr eigen Werk.

Ich wollte lieber einen groben, harten, rauhen Menſchen zum zärtlichen, gefühlvollen Menſchenfreund umbilden, als einen verdorbenen Höfling, der einer verpfuſchten Statue ähnlich iſt, die ein Lehrjunge verſtümpelt hat, und aus der kein Bildhauer mehr im Stande iſt, eine regelmäßige Figur zu ſchnitzen.

Der Schloßwärter ward im Kurzen mein Freund; er verſpach mir noch dieſen Abend das Schloß zu zeigen, und erzählte mir die meiſten Geſchichten der Unglücklichen, die unter ſeiner Obſicht waren. Es iſt wahrlich keine Kleinigkeit, fieng er an, ein Gefangenwärter zu ſeyn. Sie können ſich nicht einbilden, welche Mühe uns die verwünſchten Kerls machen. Ich mache zwar nicht viel Zeremonien mit ihnen, und wenn ich nicht guter Laune bin, ſo ſchlage ich ſie

krumm

krumm und lahm. Mein Herr! erwiederte ich, Sie wollen mir vermuthlich mit Fleiße ganz widrige Begriffe von Ihnen beybringen; verzeihen Sie, mein Herr! wenn ich in diesem Punkte nicht ganz ihren Worten glaube. Obwohl Sie ein sehr fürchterliches Aussehen haben, so entdecke ich doch in ihren Gesichtszügen ein gutes Herz, und ich bin versichert, daß dieses gute Herz, das Sie schon in mancher Gelegenheit werden gezeigt haben, den Fürsten bewogen hat, ihnen die Aufsicht über seine Gefangenen zu geben; denn da der Fürst selbst ganz Güte und Menschlichkeit ist, so konnte er keine bessere Wahl für so ein wichtiges Amt treffen, als daß er einen Mann, wie Sie sind, zu wählen wußte, der Wohlwollen und Güte mit Ernst zu vereinen weiß.

Der Schloßwärter. Sie halten also mein Amt für wichtig?

Ich. O ja, für sehr wichtig. Sie haben so viel Gelegenheit Gutes zu thun, und ihren treflichen Karakter auszuzeichnen — das Wohl vieler Unglücklichen hängt nun vollkommen von ihnen ab; in ihrer Macht steht es, ihr Schicksal zu erleichtern: und was kann edlers und schöners seyn?

Schloßw. Sie machen mir da Complimente, die ich nicht verdiene.

Ich. Verdienen gewiß; aber zu viel Bescheidenheit besitzen Sie, um Lobsprüche hierüber anzunehmen.

Schloßw. So viel Schönes und Gutes hat noch kein Mensch aus meiner Phisiognomie gesagt; und sehen Sie denn dieses alles wirklich in meinem Gesichte?

Ich. Ich muß Ihnen gestehen, mein Herr! daß bey dem ersten Anblick ihre Gesichtszüge äußerste Härte und Unbarmherzigkeit anzeigen; wenn man Sie aber näher betrachtet, so liegt sehr viel Gutes in ihrem Auge, und es scheint, als hätte ihre Vernunft über ihr Temperament die Oberhand erhalten. Gott! wie sich unser Fürst vom Herzen freuen würde, wenn er wüßte, wie sehr Sie seiner Anstellung Ehre machen, denn er hasset harte, unbarmherzige Menschen, und liebt die Guten.

Bey diesen Worten heftete der Gefangenwärter seinen Blick starr zur Erde. Mein Herr! rief er endlich auf, ich war ein harter Mann! ich hab mir Vorwürfe über manche Unbarmherzigkeit zu machen! da Sie mir aber sagen, daß doch so viel Gutes in meinem Gesichte liege, so will ich auch wahrlich gut werden.

Ich. Die Züge des Menschen ändern sich nach seiner Denkungsart; die Züge der Gütigkeit werden sich immer deutlicher an ihrer Stirne zeigen, und diese Züge der Güte, verbunden mit ihrer ernsten Miene, werden Sie zu dem ansehnlichsten Manne in der ganzen Gegend machen.

Gefa. Nun, das soll auch seyn; meine Tochter hat es mir oft gesagt.

Ich. Ihre Tochter? — Haben Sie eine Tochter?

Gefa., Ja! ein gutes Kind; Tag und Nach sitzt sie bey den Gefangenen, und wenn einer krank liegt, so geht sie nicht mehr von der Stelle, bis er entweder geneset, oder stirbt.

Ich. Das muß ein treffliches Kind seyn.

Schloßw. Gut und hübsch ist sie; hat einen schlanken Wuchs, wie eine Rebe, und ein Aug im Kopf wie eine schwarze Kirsche. Das Mädchen ist meine einzige Freude in dieser Einöde, und hat mir noch nie einen Verdruß gemacht, ausgenommen, daß sie der Geyer immer bey den Gefangenen hatte. Ich möchte wohl eine gute Heurath für sie finden.

Ich. Ich zweifle nicht daran; die Vorsehung sorgt unmittelbar für solche seltene

tene Geschöpfe; ihr Mädchen wird nie unglücklich seyn.

Schloßw. Herr! das Mädchen ist schön, und wenn sie Ihnen gefällt, so gieb ich sie Ihnen gleich zum Weib, und trete Ihnen meine Gefangenwärterstelle obendrein ab.

Ich hatte nun ganz das Herz dieses Mannes, und als ich ihm sagte, daß ich schon verheurathet wäre, so weinte er, und bat mich mit thränenvollem Auge, ihm einen Schwiegersohn zu bringen, der eine so gute Meynung von ihm hegte, wie ich.

Ich sah ein, daß es ein abscheuliches Vorurtheil ist, Menschen von dieser Classe zu verachten; daß Verachtung meistentheils Ursache ist, warum solche Menschen hart und unbarmherzig werden. Ich sah ein, daß sie oft die beste Anlage zum Guten haben, daß der Saame der Tugend in ihnen liegt, und nur eine sanfte Wärme erwartet, um zu grünen.

Der Mann führte mich noch sehr spät ins Schloß, und ich mußte ihm versprechen, bey ihm zu übernachten. Als wir im Schloß waren, so suchten wir seine Tochter auf, und wir fanden sie im Kerker eines Gefangenen, der diesen Abend

in ihren Armen verschied. Noch ist mir der Auftritt unvergeßlich, den ich sah; noch ist das Gemälde so lebhaft in meiner Seele, daß ich es gleich zeichnen, und malen wollte.

Ein düsterer Kerker — eine einzige Lampe beleuchtete ihn — sie stand auf einem hölzernen Stuhl — und ihr matter Schein fiel auf das blasse Gesicht des Verstorbenen. Dieser lag auf einem mit einem weißen Leintuch bedeckten Schragen — zu seinen Füssen waren Ketten und Fesseln nächläßig hingeworfen. Blumen lagen zerstreut auf der Leiche, und seitswärts saß das holdeste der Mädchen. Ihr Blick war zur Erde geheftet, ihre Hände lagen übereinander gekreuzt in ihrem Schooße, und eine Thräne nach der andern träufelte aus ihrem wunderschönen Auge. Keine Verzerrung war in ihrem Gesichte; ihre Coralenlippen standen halb offen, und eine Reihe der schönsten Zähne erhöhten ihren traurig schmachtenden Antlitz. Die Hälfte des Busens deckte ihr blondes Haar, das wellenförmig bis an den Gürtel herabfloß, und Unschuld, Güte und Sittsamkeit sprachen aus ihrer trauernden Miene. Sie erhob sich, als ich mit ihrem Vater in den Ker-

ker trat, und machte eine tiefe Verbeugung. Er hat es überstanden, sagte sie zu ihrem Vater — Er ist in Freyheit. Und diese Worte sprach sie mit einem Tone, der in das Innerste meiner Seele drang. Ich stand sprachlos da, und konnte nichts als fühlen. Hier der Anblick eines Todten — das Gräßliche eines düsternen Kerkers; — dort die Engelsgestalt, die eine Gottheit selbst annehmen würde, wenn sie sich in einer sterblichen Hülle sichtbar machen wollte. Alles dieses machte den heftigsten Eindruck auf meine Seele. Nachdem ich mich von meinem Erstaunen in etwas erholt hatte, näherte ich mich dem Mädchen. Sie scheinen, Jungfer Sophie, fieng ich an, sehr viel Antheil an dem traurigen Schicksale dieses Unglücklichen zu nehmen.

Ja mein Herr! erwiederte Sophie, ich nehme viel Antheil; es war ein sehr guter Mensch, wenn Sie seine ganze Lebensgeschichte wüßten, so würden Sie ihn eben so sehr bedauern.

Ich. Sie werden mich sehr verbinden, meine Beste! wenn Sie mir nähere Nachricht von ihm geben wollen.

Sie. Morgen, mein Herr! sollen Sie alles wissen. Er zeichnete seine Geschichte selbst

ſelbſt auf, und gab ſie mir als ſein letztes Vermächtniß. Nun führte mich das gute Mädchen mit ihrem Vater auf ihr Wohnzimmer zurück, und die Einfalt und Reinlichkeit, die da herrſchte, gab mir die edelſten Begriffe von Sophien.

Unterhalte mir einsweilen dieſen Herrn da, Sophie! ſagte der Schloßwärter; ich halte viel auf ihn, und er iſt unſer Gaſt. Ihm zu Ehren will ich morgen allen Gefangenen einen Braten geben; unterdeſſen will ich die Küche durch unſere alte Muhme beſorgen laſſen. Bleib du da, und mache meinem Hauſe Ehre. Hier begab ſich der Schloßwärter fort. Sophie ſchlug mir einen Spaziergang im Garten vor. Es iſt eine ſehr ſchöne, mondhelle Nacht, ſagte ſie, kommen Sie mit mir, unter Gottes freyem Himmel iſt es beſſer zu ſeyn, als immer hinter vier Mauern. Nun waren wir im Garten. Ganz am Ende des Gartens floß ein Bach vorüber; der Mond ſpiegelte in ſelbem ſeinen ſilbernen Antlitz; oberhalb rauſchte eine Mühle; ſeitwärts ſtanden hohe Lindenbäume, und verbreiteten ihren Schatten bis in die Hälfte des Baches. Rückwärts war ein Hügel umzäunt mit wilden Roſenſtauden, von da

07161

ſah man in einen kleinen Kirchhof hinein. Hier war die Ruhſtätte der Gefangenen. Außer einigen Blumen, die auf den Gräbern geſtreut waren, war weder Stein noch Kreuz auf ſelben. Sophie heftete ihre Blicke auf dieſe Gegend, und ſie ſprach lange mit mir von Verweſung, Tod und Unſterblichkeit. Zu ſchnell verfloſſen mir die Stunden in dem Umgange dieſes holden Weſens. Man rief uns zur Mahlzeit; da ſaß ich an Sophiens Seite, und unterhielt mich mit ihr und ihrem Vater bis ſpät in die Nacht. Zween Tage blieb ich als Gaſt bey ihnen, aber den dritten frühe mußte ich fort. Ich trennte mich hart von dieſem Redlichen, und eine Thräne in Sophiens Aug, ein warmer Kuß von ihrem Vater verriethen auch, daß mich dieſe Redlichen nicht gleichgültig verließen. Kurz vor meiner Abreiſe gab mir Sophie die Geſchichte des unglücklichen. Ich ſchenke Ihnen hier ein Andenken, ſagte ſie, das mir theuer iſt. Erinnern Sie ſich zuweilen an des ſchloßwärterstochter von *** an Sophien — — Zuweilen! erwiederte ich — ewig will ich mich Ihrer erinnern. Da löſte ich ihr ein roſenrothes Band aus ihrem blonden Haar, und bat ſie, mir es zum An-

Andenken zu ſchenken. Sie gabs, und eine freundſchäftliche Umarmung ward unſer letztes Lebewohl. Seit der Zeit ſah ich Sophien nicht mehr; hörte aber, daß ſie bald an einen würdigen Mann, dem ſie das Glück ſeines Lebens gemacht haben würde, verlobt war, allein ſie erlebte den Trautag nicht; ſie ſtarb einige Wochen vor der Heurath. Oft erhielt ich Briefe von ihrem lieben Vater, der der menſchenfreundlichſte Mann geworden, und der mir den Tod ſeiner Sophie in den rührendſten Ausdrücken ſchrieb. Gram und Wehmuth brachten den guten Mann bald auch in das Grab. Vergeſſen modern ſie vielleicht beyde in der unbekannt wilden Gegend, und vielleicht iſt ihrem Andenken kein Grabmaal errichtet, als das in meinem Herzen.

Als ich Sophien verließ, unterhielt ich mich auf meiner Reiſe mit der Geſchichte des Unglücklichen, die ſie mir gab. Ich erbrach das Paquet, und fand folgende Lebensgeſchichte aufgezeichnet.

Geſchichte Ferdinands-R.

Du! wer du immer ſeyn magſt, dem einſt dieſe meine Geſchichte unter die Hände kömmt, werde weiſe durch meine Fehltritte, und lerne die Menſchen kennen, ehe dich die traurige Erfahrung überzeugt, wie böſe manche unter ihnen ſind. Zehn ganzer Jahre ſchmachte ich hier in einem grauenvollen Kerker, und beweine meine Thorheiten, und bereue meine Fehler, aber zu ſpät für mich. Selten drang ein Stral der aufgehenden Morgenſonne durch eine kleine Oeffnung in meinen Kerker; ſelten breitete die Nacht ihre Herrſchaft über die Erde; ſelten ſtieg eine Stunde aus der raumloſen Tiefe der Zeit, die mich nicht in Thränen fand. Thränen, Seufzer und Gram waren mein Loos, oft bethete ich zu der Gottheit um Erlöſung, oft nur um eine einzige Menſchenſeele, der ich meinen Kummer klagen, und mein Elend erzählen konnte: der Hang, ſich mitzutheilen, wenn man leidet, liegt in dem Weſen unſrer Natur.

tur. Der Unglückliche klagt den ſtummen Mauern ſein Elend, und bittet gefühlloſe Steine um Mitleid. Endlich erbarmte ſich die Gottheit meiner; in den Stunden des Grams, und des Elendes ſchenkte ſie mir das gefühlvolleſte Geſchöpf, die holdeſte der Menſchen-Seelen, des Schloßwärters Tochter, die gute Sophie war meine Tröſterinn. Einem Engel gleich flößte ſie Hoffnung in meine Seele, und erleichtere mir durch menſchenfreundliche Sorge mein Schickſal. Oft weinte ich in ihren Armen, und liebvoll trocknete mir das gute Mädchen die Thränen vom Auge, und flößte mir Zuverſicht auf die Vorſehung und Standhaftigkeit im Leiden ein. Der Himmel ſoll ihr alle Güte verdanken, die ſie mir erweis, und die Gottheit lohne ihr gefülvolles Herz.

Sechs Jahre war ich bereits abgeſondert von aller menſchlichen Geſellſchaft in meinem Kerker. Außer dem Geklingel der traurigen Glocke in der Veſte; außer der kläglichen Stimme des Uhu und dem Dohlen-Gekrächze, die ſich in den hohen Thürmen meiner Nachtbarſchaft einniſteten, hörte ich ſonſt keinen Ton eines lebenden Weſens. Man brachte mir täglich zur beſtimmten Stunde mechaniſch meine Mahl-

zeit,

zeit, und begab ſich wieder maſchinenmäßig fort, ohne zu reden, ohne zu fragen. Dieſe traurige Einförmigkeit war die größte Quaal in meinem Elende, und freudig war der Augenblick für mich, wenn der groſſe Schloßhund in einer Winternacht heulte, oder in Frühlingsnächten das Gelärm der kämpfenden Katzen auf den Dächern erſcholl, und die Einförmigkeit meiner Lebensart ſtörte. Sechs volle Jahre, wie ich bereits erzählt habe, war ich ſo elend, und ſah kein lebendes Geſchöpf außer dem Knecht des Gefangenwärters um mich, der doch kaum unter lebende Geſchöpfe zu zählen war. Nach dieſen im Kummer verlebten ſechs vollen Jahren kam ungefähr eines Tages durch die obere Oeffnung meines Kerkers eine Taube zu mir. Sie war zahm, flog auf meinen Tiſch, und pickte die Brodkrümchen zuſammen, die naß von meinen Thränen waren. Wie angenehm mir der Beſuch dieſes Thieres war, kann ich nicht ausdrücken. Ich nannte das arme Thier meine Freundinn, erzählte ihm mein Unglück, mein Leiden, und kettete mich mit den ſtärkeſten Banden des Gefühls ganz an ſelbes. Es gieng kein Tag vorüber, an welchem das gute Thier mich nicht beſuch-

te,

te, und die Sorge, die ich fühlte, iſt ohne Vergleich, wenn der arme Vogel zuweilen etwas ſpäter, als gewöhnlich, zu mir kam. Mein gröſstes Vergnügen war, mein Brod für meine kleine Freundinn aufzuſparen, und ihr einen Reſt von meinen elenden Speiſen zu laſſen, um ſelber zu zeigen, wie dankbar ich ihr gern für ihre freundſchaftlichen Beſuche wäre.

Das Thierchen wurde jeden Tag zahmer, und manchmal ſaſs es lang auf meinen Schultern, und ruhte an meinem Nacken. Unglücklicherweiſe war meine kleine Freundinn an meiner Seite, als eines Tags des Schloſswärters Knecht in meinen Kerker kam. Als er den Vogel ſah, fluchte er jämmerlich, und warf gleich mit einem Prügel nach ihn, daſs das arme Thier todt zur Erde fiel. Ich war wie ein Raſender, ergrif den Knecht beym Hals, und hätte ihn erwürgt, wenn nicht auf ſein entſetzliches Geſchrey der Schloſswärter und die übrigen herbeygeilt wären. Ich nahm die todte Taube zu mir, und entſchloſſen, eher zu ſterben, als dieſes arme Thier von mir zu laſſen, rüſtete ich mich gegen alle dieſe Kerls zur Gegenwehr. Ich hatte bereits einen groſſen Bengel erobert, den ich dem

Ge-

Gefangenwärters-Knechte abzwang. Es würde mir ohne Zweifel sehr bös gegangen seyn, wäre nicht des Schloßwärters Tochter, Sophie, gewesen. Diese hörte den Vorfall, und hatte Mitleiden mit mir; sie besänftigte ihren Vater, und besänftigte mich, da sie mit dem zärtlichsten Ton Antheil an meinem Verhängnisse nahm. Beruhige dich, Freund! sagte sie, du sollst durch den Tod deiner Taube nichts verloren haben; nun will ich deine Freundinn seyn, und dir zehnfach ersetzen, was dir dieser harte Mensch geraubt hat. Seit diesem Tage kam das Mädchen täglich zu mir; verschwätzte mit mir die langweiligen Stunden, und nahm ganz Antheil an meinem Kummer. Auf ihre Vorbitte bekam ich einen bessern Wohnort; auch zu Zeiten eine bessere Kost, denn Sophie ersparte mir von ihrem Munde manche Speise. Ich war diesem Engel ganz hold, und dankte täglich dem Himmel um ihr Daseyn, und bat mit Thränen im Auge die Gottheit um ihre Erhaltung. Sie weinte mit mir über den Tod der guten Taube; sie pflückte Rosen im Garten; sie zierte den todten Vogel mit Blumen, und begrub ihn an einem Hügel, auf den ich aus meinem Kerker hinsehen

ſehen konnte, und pflanzte Roſenſtöcke umher zu ſeinem Andenken, und baute ihm mit ihren Händen ein kleines Grabmaal aus Thon, worauf ſie ſchrieb:

Ruhe ſanftes Täubchen hier!
Gut biſt du geweſen;
Ruhe, holdes, liebes Thier!
Ruhe ſanftes Weſen!

Freundinn der Empfindſamkeit,
Holde Abendröthe!
Deiner ſanften Dunkelheit
Weih' ich dieſe Stätte.

Sophie war das beſte Mädchen, das man unter der Sonne finden konnte; Wohlwollen und Menſchenliebe zeichneten ihren Karakter aus; ſie verſüßte mir die bittern Stunden meiner Leiden, und für all ihre Sorge, für all ihre Liebe konnte ich ihr nichts als danken, denn ich war arm — gefangen — elend. Man möchte doch manchmal vor den Auftritten dieſes Lebens zurückſchaudern, wenn man denkt, wie gränzenlos elend manche Menſchen ſind. Leiden iſt das Loos der meiſten Sterblichen hienieden — Leiden und Sterben.

Was

Was ist doch der Mensch? — Eine wunderliche Frage — manchmal leicht zu beantworten, und manchmal unendlich schwer. Heilige Vorsehung! Gutes, ewiges Wesen! dich will ich denken — dich, der du Güte bist, und alles übrige will ich vergessen, was hienieden um mich ist, und meine Seele kränket.

Der Unglückliche, der seine Geschichte aufzeichnete, hieß Ferdinand - N * * * Er war in einer Hauptstadt in Deutschland geboren; sein Vater war Sekretair am Hofe eines deutschen Fürstens; ein Mann, der immer in grossen Häusern war, und den der Adel gern duldete. Ob die Gunst der Grossen Glück oder Unglück für Ferdinands Familie war, soll die Folge entscheiden. Wenn sich die Achtung der Grossen auf wahre Verdienste eines Mannes gründet, so ist diese Achtung Glück für den Rechtschaffenen; Unglück aber, wenn niedrige Schmeicheley, oder kriechende Niederträchtigkeit uns die Gunst der Reichen erbettelt. Unter die Günstlinge des Glückes von der zweyten Art ward Ferdinand zu zählen.

Er war ein ausgelernter Schmeichler; immer war niedriges Lob auf seinen Lippen,

pen, immer Schmeicheley auf seiner Zunge. Er konnte sich beugen und schmiegen, konnte weinen und lachen, scherzen und tändeln, schwätzen und plaudern, und war ein Palastkündiger der ersten Art, der gleich wußte, ob der Wind von Norden oder Osten blies. Er war keiner Seele Freund; vergötterte den, der im Glücke war, und verfolgte den, den Miß Fortuna gestürzt hatte. Er lobte nichts, und schändete nichts für sich, was nicht andere lobten und schändeten. Bey ihm ward der Tag zur Nacht, und die Nacht zum Tage, die Sonne kalt, und der Schnee warm; wie die Sprache bey den Grossen gieng, so sprach er auch. Diese seine Fähigkeiten nannte er Politik, und die Kunstgriffe, derer er sich zu seinem Vortheil bediente, Routine, Niederträchtigkeit war bey ihm Gefälligkeit und Complaisance, Schmeicheley, Höflichkeit. Unter dem Ton der grossen Welt verstand er Kabalen, Verläumdungen, Arglist, und unter der Art leben zu wissen den schädlichsten Egoismus. Mund und Herz hatte bey ihm nicht die geringste Gemeinschaft miteinander; was sein Mund sprach, wußte sein Herz nicht, und was sein Herz dachte, sprach sein Mund nie. Er konnte eine

Stun-

Stunde lang mit einem sprechen, ohne nach Verlauf dieser Stunde zu wissen, was gesagt worden ist. Er konnte loben und schänden mit der nämlichen Gleichgültigkeit, und er sprach eben so kaltblütig: mein Freund brach den Hals! als er erzählte, vergangenen Dienstag ward Romeo und Julie aufgeführt. So war sein Karakter; durch diesen bildete er sich ein, sein Glück gemacht zu haben, denn er speiste täglich an den Tafeln der Grossen, und erhaschte dort und da etwas zu seinem Vortheile. Dieser Mann nun wollte seinen Sohn Ferdinand eben so erziehen, wie er war.

Ferdinand war ein aufkeimender, guter Junge, und sein Vater hatte unendlich viel zu thun, bis er ihm seine Grundsätze beybrachte. Ich bitte dich, Ferdinand! sagte er oft, folge meinem Beyspiele, du wirst sonst in der Welt nicht fortkommen. Kette dich an die, die gröſſer und reicher sind als du, und man wird dich in der Welt auch für etwas Grosses ansehen. Sieh, ich befinde mich wohl, bin beliebt und gescheut, denn man weiß, daß ich nützen und schaden kann.

Durch Verwendung der alten N. ward Ferdinand als Gesellschafter der jungen Herren

des

des Grafen von R . . . angenommen. Er war nun täglich unter dem Adel, und verdarb sein Herz bald so — aufgemuntert von seinem Vater — daß er keinen Menschen mehr dulden konnte, der nicht wenigstens Hoffnung hatte, Baron zu seyn.

Karl, der ältere Sohn des Grafen R.. war der Herzensfreund des jungen Ferdinands. Der erwuchs, und ward Besitzer der beträchtlichen Fidei Commiss-Güter; Ferdinand war beständig um ihn; kein Geheimniß hatte Karl im Herzen, von dem Ferdinand nicht wußte; bald ward er auch der Vertraute seiner Liebe.

In dem Dorfe zu N. lebte ein alter Greis. Dieser hatte eine einzige Tochter, die sich Anne nannte. Schön war sie und tugendhaft. Dieses gute Mädchen war die einzige Freude ihres alten Vaters, der der Besitzer eines kleinen Gütchens war, wo er seine letzten Tage verlebte. Er begleitete einst am Hofe eine bedeutende Stelle, aber entfernte sich in seinem Alter, als er sich zu schwach fand, seinem Fürsten weiters zu dienen. Da genoß er die seligen Freuden der Natur, und die Wonne des Menschenlebens. Annette war um ihn, und verherrlichte ihm die angenehmen Tage.

Das

Das Alter dieſes Mannes war einem heitern Abende gleich, an dem keine Wolke den Horizont trübet; herrlich wie die Sonne im Untergange nahete ſich dieſer Edle der letzten Szene ſeines Lebens. Oft ſaß er am Morgen an der Seite ſeiner guten Annette im Laube, und lehrte ſie den Werth der Tugend und der Redlichkeit. Das Mädchen ſchlang ihren Arm um des Greiſes Nacken, und Thränen der Liebe träufelten aus ihrem Auge auf des Greiſes zitternde Hand.

O meine Tochter! ſagte oft der alte Vater, könnte ich dich doch vor meinem Tode noch glücklich ſehen! — — Annette liebte einen edlen Jüngling; er nannte ſich Werner, und ſie unterhielt ſich oft mit ihrem Vater von ihrem Lieben. Werner, ſagte der Alte, iſt gut und edel, ich wünſchte dir ihn zum Manne; unglücklich wirſt du mit ihm nicht ſeyn. Weißt du was, Annette! heurathe den Jüngling; er iſt arm, aber was thut das zur Sache? Ich beſitze ſo viel, daß ihr leben könnt. Gieb mir die Freude, Mädchen! dich in den Armen der Liebe glücklich zu ſehen. Annette umarmte ihren Vater, und nie war

noch

noch ein Kuß von ihr so feurig, als der, den sie ihm in dieser Stunde gab.

Mittlerweile eilte die Sonne zum Untergang; sanfte Weste kühlten die Fluren ab, und erhoben erfrischend die Blume, die, traurig vor der sengenden Hitze ihr Haupt zur Erde senkte. Das Nachtveilchen öffnete ihren duftvollen Becher, und streute Balsam in der Gegend umher. Die Thiere, die den schwülen Tag über ruheten, traten aus den Wäldern hervor, und weideten sich in den herrlichen Auen, und die Vögel zwitscherten im Gebüsche, und sangen ihr Abendlied. Die muntere Amsel trillerte ihr abwechselndes Gesang, und aufmerksam auf ihre Töne stand der Landmann unter seiner niedern Schwelle, und kauete langsam sein schwarzes Abendbrod im Cirkel seiner spielenden Kinder. Werner eilte eben den hohen Berg herunter, und schon sah er Annettens Haus, als er, geflügelt von der Liebe, seine Schritte verdoppelte. Jählings hörte er in dem unweit entlegenen Walde den Ruf eines Menschen; es schein ihm, als wäre es das ängstliche Schreyen eines Verirrten. Schnell flog Werner der rufenden Stimme zu, und fand zween junge Leute zu Pferde, die sich im

Walde verirrt hatten. Freundschäftlich empfieng er sie, und führte sie mit sich in das Haus seiner Geliebten, wo jeder Reisende gastfrey bewirthet wurde.

Geschäftig richtete bereits Annette ein ländliches Abendessen, und ihr ehrwürdiger Vater unterhielt einsweilen die Fremden im Garten. Werner saß bey seiner Annette, und genoß die glücklichsten Stunden seines Lebens. Sie erzählte ihm ihres Vaters Absicht wegen ihrer Verheurathung, und wer war glücklicher, als Werner? Die kleine Mahlzeit war bereitet, und man speiste im Garten. Annette spielte treflich die Zitter, und Werner an ihrer Seite die Flöte. Bis spät in die Nacht wurde geschmauset, und Annettens alter Vater wußte selbst nicht bald einen Abend, der so vergnügt für ihn war, als dieser.

Endlich war es Zeit zur Ruhe. Werner führte die Fremden auf ihr Zimmer, und verließ sie. Annette gieng zur Ruhe, und träumte von dem vergangenen Abende, und Werner lag schlaflos auf seinem Bette, und verzögernd ward jede Stunde für ihn, weil er seinen Brauttag ungeduldig erwartete.

Die Fremden ſaſſen noch wach auf ihrer Stube. Als alles ruhig war, fieng Carl zu Ferdinand an, — denn dieſe waren die Verirrten. — Du mußt doch geſtehen, Ferdinand! daß die Tochter dieſes Hauſes ein liebenswürdiges Geſchöpf iſt.

Ferd. Gewiß, Eure Exzellenz! ich ſah nicht bald ein ſo artiges Mädchen.

Carl. Ich hätte Abſicht auf dieſes Mädchen. Glaubſt du wohl, daß etwas zu machen wäre?

Ferd. Warum nicht, Eure Exzellenz?

Carl. Aber der verfluchte Kerl von Werner —

Ferd. Was thut der zur Sache?

Carl. Und der Alte — was würde der für ein Paar Augen machen? —

Ferd. Was ſoll er thun? — Was mag er thun? Er iſt ein unbedeutendes Ding. Was kann er gegen Eure Exzellenz, der Sie bey Hofe angeſehen, und mächtig ſind?

Carl. Kann ich auf deine Freundſchaft zählen.

Ferd. Auf mein Leben, Eure Exzellenz! Sie wiſſen, daß ich Ihnen in jeder Gelegenheit zu Befehl ſtehe.

Carl. Wie iſt aber die Sache anzugehen?

Ferd. Das muß überlegt werden, Eure Exzellenz!

Carl. Aber, Ferdinand! ist die Sache nicht ein wenig unedel? Wir werden hier so freundschaftlich aufgenommen, so gastfrey bewirthet — und — — —

Hier hätte Ferdinand wohl Gelegenheit gehabt, das wankende Herz des jungen Grafen zur Rechtschaffenheit zurück zu führen; allein er war ein niedriger Schmeichler, der jede glimmende Leidenschaft anfachte, anstatt ihr entgegen zu arbeiten. Er machte eine tiefe Verbeugung. Eure Exzellenz! fuhr er fort, sind Graf; groß und edel macht Sie schon ihre Geburt, alles, was Sie immer thun, muß groß seyn, und keine That kann ihren Adel niedrigen. Was sind diese unbedeutende Geschöpfe gegen Eure Exzellenz?

Carl. Aber wie ist die Sache anzustellen?

Ferd. Lassen Sie mich machen; es soll alles gut werden. Morgen geben Sie sich zu erkennen, wer Sie sind, und laden den jungen Werner auf ihr Landgut; der Alte, wenn er will, kann auch mitkommen. Schlafen Sie ruhig — Annette soll Ihnen seyn.

So ſprach er, und über boshafte Unternehmen brütete Ferdinands Herz, und der Schlaf ſchloß die Augen des Böſewichts in dieſen Gedanken. Der Morgen grauete, und Ferdinand war ſchon auf. Er gieng in Garten, und hauchte friſche Morgenluft ein. Ein Zufall führte ihn Annettens Zimmer vorüber, die noch im Morgenſchlummer auf ihrem Ruhebette lag. Leicht war ihr Schlaf, und ſanft ihr Athemzug. Eine Röthe, wie die, die das Blatt der Frühlingsroſe decket, war auf ihren Wangen verbeitet. Ihr Haupt lag geſenkt auf ihren Arm, der halb über das Ruhebette herabhieng, wie die Blüthe am Jaſminſtrauch. Ein leichter Schleyer deckte ihren unſchuldigen Buſen, und heitere Zufriedenheit der Tugend lag auf ihren lächelnden Lippen. Da ſtand Ferdinand, und ſein Herz machte ihm Vorwürfe über ſeine boshaften Entſchlüſſe. Dich, gutes Mädchen! fieng er an, dich ſoll ich zum Opfer eines Wohllüſtlings machen? — Dir, holdes Geſchöpf! ſoll ich Ruhe und Zufriedenheit rauben? — Dich aus den Armen des Geliebten reiſſen — deinen alten Vater unglücklich machen — — nein, das kann ich nicht. Gott im Himmel! warum mußte

te ich in Palästen erwachsen, warum erzogen werden, um ein niedriger Schmeichler der Grossen zu seyn! —

Hier kämpfte das letzte Gefühl des Guten in Ferdinands Herzen. Bald entschloß er sich den Grafen zu verlassen; bald änderte er wieder seinen Entschluß. Die Stimme der Tugend war zu schwach, der Zuruf der Menschenfurcht übertäubte ihre sanften Töne. In diesem Zustande war Ferdinands Seele, als ihn Graf Carl überraschte. Nun, wird Annette mein? sagte er.

Ferd. Verzeihen Eure Exzellenz —

Carl. Wie! wankest du — sollst du —

Ferd. Eure Exzellenz — — —

Carl. Niedriger! hast du vergessen, was du mir schuldig bist? Hangt nicht dein ganzes Wesen von mir ab? Ich zertrete dich, wie ein Insekt, wenn ich will, ha! nun ist es Zeit, daß du den Gewissenhaften spielst, Gleißner! der du bisher immer jede meiner Leidenschaften befriedigtest. So sprach Carl, und Ferdinand zitterte, wie das Laub einer schwachen Espe im Sturm.

Ich habe vieles gethan, ja vieles, erwiederte er, worüber ich in meiner Seele erröthen muß; aber lassen sie die übeln

Thaten,

Thaten, die ich gethan habe, die letzten meines Lebens seyn, und schonen Sie meiner mit ferneren Aufträgen. Bey diesen Worten fiel Carl um Ferdinands Hals, überhäufte ihn mit Thränen, nannte ihn seinen einzigen Freund, that ihm die glänzendsten Versprechen, und Ferdinands schwache Seele war nun ganz wieder die Dienerinn von Carls Gelüsten.

Nach einem kleinen Frühstücke, und kurzem Gepränge des einmal nöthigen Ceremoniels begaben sich die Fremden fort, und Werner und Annette kannten nun keine andere Beschäftigung, als die ihres Glückes, sich zu vereinigen.

Carl war auf seinem Schlosse, und Annettens Bild folgte ihm unaufhörlich. Ich kann ohne diesem Mädchen nicht mehr seyn, sagte er: ich will, ich muß sie besitzen. Doch welche Rechte habe ich auf sie? welche Rechte auf ihre Liebe, da sie ganz für Wernern lebt? Doch — bin ich nicht so gut als Werner? habe ich nicht Ansehen, Macht und Reichthum? — Ja, ich besitze dieses alles; aber kann ich mir um alle diese Schätze Annettens Herz kaufen? Warum nicht? Sie muß mein seyn — oder Gewalt — — Doch fort mit diesem Gedan-

danken! Liebe und Gewalt vertragen sich nicht. Die Herzen der Menschen sind nicht in unserer Gewalt; Liebe wird durch Liebe erworben. Allein wie kann ich das? — Soll ich Annetten zum Weib nehmen, mein altes Geschlecht entehren, mich vor der Welt lächerlich machen? — Nein, das kann nicht seyn.

Meine Beyschläferinn mag sie wohl werden, aber nicht mein Weib. So träumte der gefühllose Schwärmer, und machte Entschlüsse in seinem Herzen, um Annetten in seine Gewalt zu bringen.

Die Liebe ist die sanfteste der Leidenschaften, aber sie ist auch die gefährlichste. Des Menschen Herz verläßt bald das unsträfliche Gefühl, und niedere Lüsternheit tritt an die Stelle der wahren edlen Empfindung. Unvermerkt brennt das Feuer in unsern Adern, und macht uns selbst zum Opfer unsrer Begierden. Anfangs sieht man die Sache für unbedeutende Tändeley an, für eine kleine Galanterie, aber unter dieser unbedeutenden Larve schleichet sich das Laster ins Herz. Man findet Widersprüche, Hindernisse in seinem Verlangen, und stoffenweise steigt man immer niedriger zum Verbrechen herab. Anfangs

war man nur Freund, endlich wird man Liebhaber, vom Liebhaber Verführer, vom Verführer ein Schänder der Unschuld, ein Störer der menschlichen Glückseligkeit; manchmal auch Räuber, Mörder — in wirklich oder sinnlichem Verstande.

Heiliges Gefühl! der du das edelste aller Gefühle bist, warum bestehest du so wenig in unserm Herzen in deiner ganzen Reinheit? Niedrige Gelüste! was seyd ihr gegen die sanfteste aller Empfindungen! Liebe, du Tochter der Gottheit! wo ist der Sterbliche, der dich kennt? — —

Für Wernern war jeder Tag ein Tag der Freude. Er liebte seine Annette, und rein und unschuldig war das Gefühl seiner Liebe. Jede Stunde schlich traurig im Kreisel der langwelligen Zeit hin: endlich kam der Tag, den Annettens Vater zur Hochzeit bestimmte, immer näher. Morgen, sagte Annette, wirst du mein seyn, Werner! — Morgen? erwiederte Werner; warum nicht schon heute? Wie viele Hindernisse liegen oft nicht hinter einer einzelnen Stunde — o wären sie vorüber diese Stunden, Annette! so hätte ich nichts mehr zu fürchten! — — Was fürchtest du denn? Werner! sagte Annette. — Dich

zu verlieren; denn wer liebt, der sorgt ja immer. Du bist mir zu theuer — dein Besitz ist zuviel Glück für mich, als daß ich nicht zittern sollte, alle die glänzenden Aussichten zu verlieren. Eine Thräne fiel bey diesen Worten aus Werners Auge, und sein Herz ahndete und pochte.

Es ist etwas in der Natur, das den empfindsamen Seelen die Annäherung unglücklicher Zufälle verkündigt. Dieses Etwas wird Ahndung genannt, und ist noch für sehr viele ein Räthsel. Daß es aber ist, ist nur zu gewiß. Es liegt in der Natur des menschlichen Wesens — liegt in uns selbst: aber die Philosophen der Zeit werden es nie erklären; nur dem ist dieß Räthsel erklärbar, der den innern Sinn des Menschen kennt, und die Sprache versteht, die keine Worte zur Erklärung braucht.

Wernern ahndete was Trauriges, seine Seele war gedrückt, und traurig senkte er sein schlafloses Haupt auf seine Hand, und saß noch wach am Fenster, als schon die Stunde der Mitternacht vorüber war. Der Mond glänzte hell, und die Sterne funkelten am Himmel. Ein kühlender West säuselte durch das Laub, und die Frösche quack-

quackten im Teiche. Gähling hörte Werner ein Geräusche — es lispelte etwas leise im Garten — er horchte; es ward wieder still. Nach einer Weile hörte er gehen; man kam an seine Thüre — er wollte hinaus; aber es war ihm unmöglich; die Thüre war verriegelt. Wernern wurde die Sache verdächtig, er lief zum Fenster, der Lärm wurde grösser, er hörte Annettens Stimme; sie rief um Hilfe. Werner ergrif sein Schwert, kletterte an dem Weingeländer zum Fenster hinab, und eilte der jammernden Stimme zu. Er sah einige Menschen, sah Annetten ohnmächtig in den Armen eines Räubers, der sie entführen wollte. Wie ein Löwe fiel Werner auf den Bösewicht ein, und ein Schwertstreich stürzte den Schändlichen zu Boden. Er sank, und die übrigen ergriffen die Flucht, wie feige Bösewichter, die das Gewissen verfolgt, und das Unrecht ihrer Thaten. Annette erholte sich wieder, und es entdeckte sich bald, daß Graf Carl N. der Entführer war. Er lag röchelnd in seinem Blute, und öffnete sein Auge nicht mehr, die Sonne zu sehen, die bereits am Horizont aufgieng. Die Sache wurde kundbar; Ferdinand, des Grafen Freund, wurde

zur

zur Verantwortung gezogen. Auf ihn allein fiel das ganze Verbrechen, ihn beschuldigte die Familie des Todes des Grafen. Er wurde ins Gefängniß gesetzt, und ungeachtet seiner Vertheidigung auf sein Lebelang in die Veste verurtheilt, wo er starb.

Annette, so viel Ferdinand noch Nachricht in seiner Gefangenschaft erhalten konnte, ward noch glücklich an Werners Seite, und diese Nachricht von ihrem Glücke war der einzige Trost des armen gefangenen Ferdinands.

Erfahrung und Uebung bilden den Künstler; Erziehung und Umstände den Menschen. Der, der immer in den Armen des Glückes war; der immer in Frühlingsgegenden wanderte, nie eine trübe Wolke am Horizont sah, nie die stürmischen Wogen des Oceans brausen hörte, der hat von den Schreckuissen der Natur keine Begriffe. So geht es dem Menschen, der im Schooße des Ueberflusses großwächst. Er kennt die drückenden Bedürfnisse seiner Mitbrüder nicht, wenn nicht eine wohlthätige Erziehung sein Herz mit den Unfällen der Menschheit bekannt gemacht hat.

Ein reicher Mensch, der keine Erziehung hat, ist stolz und hart, weil er die wahren Verdienste nicht kennt, und weil die Armuth die Hälfte der Menschen zu seinen Sklaven macht. Er ist hart, weil er vom Mitleiden nichts weiß, nicht weiß, was Erwerben, was Leben ist. Unbekränzt ist seine Selbstliebe, unbekränzt sind seine Begierden; er ist ein wilder Mensch von der zweyten Art. Sein Geld erwirbt ihm Schmeichler; man verkauft ihm das Gewissen, die Tugend — was soll endlich aus diesem Menschen werden? — Der Reiche, der keine Erziehung hat, verräth sich bald. Er hat keine Achtung für die Menschheit — er ist nur alles für sich selbst. Er ist das, was seine Begierden aus ihm machen — gut aus Stolz, und großmüthig aus Hoffart — menschenfreundlich aus Schwachheit.

Grundsätze.

Beleidige einen solchen Menschen nicht, denn sein Haß ist unversöhnlich. Traue nie auf die Versicherung seiner Freundschaft, denn er ist der Freundschaft nicht fähig; er sucht keinen Freund, sondern nur

Schmeich-

Schmeichler seiner Begierden. Seine Freundschaft fängt mit der Begierde an, und endet sich mit ihrer Befriedigung. Widersprich ihm nicht, denn sein Stolz verträgt keinen Widerspruch. Zwingt dich die Pflicht, ihm zu widersprechen, so thu das mit solcher Bescheidenheit, daß deine Verneinung nicht den Schein des Widerspruchs hat. Laß dich nie von solchen Menschen zum Werkzeuge ihrer Begierden brauchen, denn über lang oder kurz wirst du das Opfer ihrer Thorheiten werden. Sucht so ein Mensch was bey dir, das in deiner Macht steht, ihm zu thun, ohne die Tugend zu verletzen, so säume nicht gegen ihn gefällig zu seyn; aber rechne nie auf seine Dankbarkeit. Liegt das Glück deines Nebenmenschen in seinen Händen, so suche ihn nicht durch Mitleiden zu bewegen, sondern bediene dich seines Stolzes, und mache seinen Hochmuth zum Werkzeug des Guten.

Es giebt eine sehr falche Meynung unter den Menschen, wodurch die meisten glauben, die Gunst der Reichen und der Grossen an sich zu ziehen; diese Meynung besteht in Niederträchtigkeit und Schmeicheley: allein Niederträchtigkeit und Schmeicheley sind nicht die wahren Wege; sie he-

ben vielleicht den Günſtling des Glücks auf den Gipfel; aber er fällt nur deſto tiefer herab.

Begegne jedem Menſchen mit Achtung; folglich auch den Groſſen und Reichen. Suche jedem Menſchen etwas Gefälliges zu erweiſen, und ſchließe den Groſſen und Reichen davon nicht aus. Wenn du einem etwas Gefälliges erweiſeſt, zähle nie auf Dankbarkeit, und es wird dich die Undankbarkeit der Reichen nicht ſchmerzen. Sey aufrichtig gegen jedermann, und ſchmeichle keinem; rede aber mit Anſtand und Beſcheidenheit. Lerne die Sprache der Menſchen kennen, und beleidige ihre Schwäche nie: dringe keinem andern deine Meynung auf, und ſey nie ruhmredig von dir ſelbſt. Laß bey jeder Gelegenheit den andern den Werth ſeiner guten Eigenſchaften fühlen, und lerne das Lob ertragen, wenn du in der Gelegenheit biſt.

Im Umgange mit Groſſen und Reichen ſey höflich, mäßig und klug; läſtige ſie nicht mit vielem Begehren, und wenn du begehrſt, verlange nichts, als was billig und gerecht iſt. Haſt du die Gunſt eines Groſſen, ſo mißbrauche ſie nicht. Begehrſt du was, ſo begehre mit Ehrfurcht, ohne

läſtig

läſtig zu ſeyn, und zu rechter Zeit. Sey dankbar, und zeige, daß du ein Herz beſitzeſt, das Wohlthaten fühlt. Rühme dich der Gunſt der Groſſen nicht, damit du keinen Neid erweckeſt. Sey herablaſſend gegen den Geringſten, und beſchäftige jeden mit Gutesthun, wenn du kannſt, ſo wird dir nichts Uebels begegnen. Wenn du die Wahrheit ſagſt, ſo ſage ſie mit Klugheit, und zeige, daß du nicht aus Stolz, ſondern aus wahrem Intereſſe des andern ſprichſt. Vergiß nie das äußerliche ehrfurchtsvolle Betragen gegen jedermann, die Schonung der Schwachheiten deines Nächſtens, die kleinen Gefälligkeiten, die uns ſo gern die Herzen eigen machen; — — und die Menſchen werden dir gut ſeyn. Sey gerade in deinen Handlungen; hange von ganzer Seele deinem Fürſten an, und liebe dein Vaterland. Sey herablaſſend gegen den Niedrigen, freymüthig gegen den Groſſen, und laß dich in keine niedrige That ein. Sieh jedem mit heiterm Auge ins Geſicht, ſey kein Schmeichler und kein Bückling, aber auch kein toller, unruhiger Kopf, und kein Reicher wird dich mißbrauchen, — du wirſt nie das Opfer ſolcher Thorheiten, wie Ferdinand, ſeyn.

Der

Der Fähnrich und der Greis.

Es saß ein kranker, armer Greis
am Ecke einer Brücke.
Sein Haar, das war wie Silber weiß,
und freundlich seine Blicke.

Auf seiner Stirn' saß Redlichkeit
und heiteres Vergnügen;
der wahre Lohn der Ehrlichkeit
lag in den guten Zügen.

Man sah in seiner groben Hand
der Arbeit tiefe Schrunden.
Er diente einst dem Vaterland',
und hatte manche Wunden.

Nun war die thät'ge Lebenszeit
für diesen Mann vorüber:
sein Lohn war Noth und Dürftigkeit;
doch war sein Aug' nicht trüber.

Er saß; ein Stückchen schwarzes Brod
war seine ganze Speise.
Er kaute es, und dankte Gott
in seinem Herzen leise.

Ich ſah den Mann; mein Buſen ſchwoll,
und eine heiſſe Thräne
fließt aus dem Auge ehrfurchtsvoll,
ſo oft ich ſeiner wähne.

Es kam ein junger Edelmann
auf ſeinem Gaul geritten:
demüthig ſprach der Greis ihn an,
und wollte um was bitten.

Doch fühllos war des Junkers Sinn,
ſein Herz war hart. — Abſcheulich!
Er ſchlug gar mit dem Stock' nach ihn,
und fluchte derb und gräulich.

Das ſah ein junger Offizier;
ihn ärgert dieß Betragen.
Was, Himmel! Junker, habt ihr hier
mit dieſem Mann zu ſagen?

Der Junker aber hörte kaum,
und wollte eilends weiter:
der Fähnrich fiel dem Pferd in Zaum,
und packte feſt den Reiter.

Ihr ſollt — ſo fieng er zornig an —
ihr ſollt, bey meiner Seele!

gebt ihr nicht gleich dem armen Mann',
hier nicht mehr von der Stelle.–

Was glaubt ihr, Junker! welches Recht
rechtfertigt dieß Betragen?
vom Adel seyn, und handeln schlecht,
das will nicht Adel sagen.

Glaubt ihr, es ist euch all erlaubt?
Der Adel macht nicht grösser.
Die That, und dieses Greises Haupt
ist hundertmalen besser.

Itzt bittet diesem Menschen ab!
und stellt ihr euch entgegen,
so findet ihr hier euer Grab:
da zog der Mann den Degen.

Der Junker rükte seinen Hut,
bat zitternd um Vergeben.
Laßt doch die Sache, sprach er, gut,
und schenkt mir nur mein Leben.

Das Leben, Junker! schenk' ich dir,
wer wollte mit dir raufen.
So sprach der junge Offizier,
und ließ den Junker laufen.

Er nahm sein ganzes Taschengeld,
und gabs dem armen Greisen.
O wär' ich reicher, sprach der Held,
ich wollt' dir Dank beweisen.

Geburt ist nur des Glückes Loos;
es giebt verschiedne Fälle.
Nur wahre Thaten machen groß,
und edeln unsre Seele.

Der Narr schätzt Menschen nach dem Geld,
und ehrt des Goldes Klumpen.
Der arme Greis war doch ein Held,
und gieng er gleich in Lumpen.

Liston und Emilie.

Noch weinte Emilie über den Tod ihrer Aeltern: die Thräne, die sie über diesen Verlurst vergoß, zitterte noch auf ihrer bleichen Wange. Emiliens zartes Alter hätte noch die Zärtlichkeit deren gefordert, die der Tod zu früh ihren Armen entriß. Jung, reich

reich und schön war das Mädchen, und nun fehlte der Verlassenen eine weise Führerinn, die sie die Gefahren hätte kennen lehren sollen, die Jugend und Schönheit nach sich ziehen.

Emiliens Bildung war edel; ihr Wuchs war schlank, und diese Geschenke der Natur verherrlichte ein geistvolles Wesen. Ihr junges, unerfahrnes Herz schlug jeder Wonne des Lebens entgegen; aber die Einfalt ihrer unschuldigen Seele kannte die Dörner noch nicht, mit denen die Rosenwege unserer Jugend bestreut sind. Als Emilie in die Welt trat, ward sie mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen, gleich einer ausländischen Blume, die im Frühjahre unter des Gärtners Pflege zum erstenmal im Laube blühet; ihre Jugend, ihre Artigkeit sammelten bald eine Menge Anbether um sie.

Es ist keine grosse Stadt, in der es nicht eine Menge jener unthätigen und unnützen Wesen giebt, die ihre Ehre auf die Entehrung des Frauenzimmers gründen. Unerfahrenheit ist oft die ganze Schuld der Geschändeten, die manchmal nie die Wege der Tugend verlassen hätten, wenn nicht ein niedriger Verführer mit Blumen den Pfad des Verderbens bestreut hätte. Unter

ter dieſe Art Leute waren auch jene zu zählen, von denen die gute Emilie umrungen war. Emiliens Auge war zu ſchwach, das Flittergold von dem wahren zu unterſcheiden; ſie ſah ſich von Tauſenden umrungen; jeder ſchwur ihr, daß er ſie liebe, jeder betete ſie an, jeder betheuerte ihr, daß ſie ſchön ſey. Des Mädchens natürliche Selbſtliebe nahm bald Antheil an den Lobſprüchen der Schmeichler, und günſtig ſah Emilie dem Rauchwerk entgegen, das auf dem Opferheerde der Liebe emporſtieg; ſie gewöhnte ſich gebieteriſch auf die Sklaven herab zu blicken, die bey ihren Füſſen ſchmachteten, und Coquetterie erſetzte bald die ſanften ſtillen Freuden der wahren Liebe. Ganz ſich ſelbſt überlaſſen, machte Emilie bald die Eitelkeit zu ihrer einzigen Beſchäftigung. Sanftes Lächeln war immer auf ihren Lippen, Schmeicheley auf ihrer Zunge, und feine Lüſternheit in ihrem Auge. Sie wandte alles an, ihre Eroberungen immer mehr und mehr auszubreiten, und ihr Stolz gründete ſich auf die Menge ihrer Anbeter.

De la Lure und Liſton waren die eifrigſten von Emiliens Werbern, und ſo leichtſinnig auch immer ihr Herz war, ſo fühl-

te

te ſie doch weit mehr für dieſe zween Männer, als ſie für jeden andern fühlte. Bald bemerkte die Menge der Liebenden, die ſie umgab, die Vorzüge, die Emilie dem Milord Liſton und dem Grafen de la Lure merken ließ. Es zog ſich einer nach dem andern zurück, und räumte das Feld dieſen glücklichern Helden. De la Lure war wohlgebaut, und ſeine Bildung war eben ſo ſchön, als ſein Wuchs; allein ſein Herz war falſch, ſeine Seele abgenützt von der Menge der Leidenſchaften, die ſie duldete. Er kannte das ſanfte Vergnügen edler Liebe nicht, er beurtheilte jedes Frauenzimmer nach den elenden Geſchöpfen, die er ſah, und die ſchwach genug waren, ſeinen Schmeicheleyen Gehör zu geben. Sein Grundſatz war, daß auch das tugendhafteſte Frauenzimmer immer Schwäche genug beſitze, das Opfer eines klugen Wohllüſtlings zu werden. Nach dieſer Meynung, die er vom Frauenzimmer hegte, bildete er ſeinen Karakter. Unſchuld und Tugend war an ſeiner Stirne, wenn er ſprach, und die feinſte Verſtellung in ſeinem Herzen. Niemand ſchien der Liebe würdiger zu ſeyn, als er; allein kaum triumphirte das Ungeheuer, ſo war die Verzweiflung der Verführ-

führten seine Freude, und innere Wonne lächelte auf seinem boshaften Blicke über die Geschändete.

Liston verband mit den Vortheilen eines schönen Körpers auch die Vorzüge einer edlen Seele. Er war vernünftig, eingezogen; er war ein Freund der Tugend und der Kunst; in seinen Handlungen war er ungezwungen, und ein freyes aufrichtiges Betragen adelte seinen Anstand. Liston kannte Emilien von ihrer Kindheit an. Er kam von seiner Länderreise zurück, und fand Emilien, die noch ein Kind war, als er sie verließ, in der ersten Blüthe ihrer Jugend. Mittlerweile, daß er abwesend war, bildete sich Emilie vollkommen; Liston sah sie wieder, und fühlte heftig für Emilien beym ersten Anblick in seiner Seele. Liston wußte wohl, daß die Liebe die Ursache seines Glückes, oder die Quelle seines Unglückes seyn wird.

Der wahre Liebende ist schüchtern; schwer entflieht seinen Lippen das Geständniß seiner Liebe; immer zittert er, und fürchtet den Gegenstand seiner Liebe zu beleidigen. Liston sprach nie von seiner Liebe mit Emilien; aber das, was aus seinem Auge sprach, drückte feuriger das Gefühl

seines

ſeines Herzens aus, als je Worte es vermögen. Mit Vergnügen ſah Emilie die Wirkung ihrer Reitze über Liſtons Herz; ein zärtlicher Hang zog Emiliens Seele an Liſton, und dennoch blendete ſie noch de la Lure. Wohllüſtlinge bezaubern durch ein unbedeutendes Nichts; die Eigenliebe der Mädchen giebt erſt dieſem Nichts einen Werth — das ſonſt ein Nichts bleiben würde. Wenn de la Lure abweſend war, ſo war Emilie ganz für den Milord entſchieden, kam de la Lure wieder, ſo wankte ihre Seele, und ihre Eitelkeit, beyden gefallen zu wollen, hinderte ſie, ſich für einen zu entſchlieſſen.

Eitelkeit hat immer mehr Gewalt über das Frauenzimmer, als Liebe; die Eitelkeit macht mehr Mädchen unglücklich, als die Liebe — — o Mädchen! ſeyd weniger eitel, und ihr werdet weniger betrogen werden.

Liſton gab ſich vergebens Mühe Emilien zur Entſcheidung zu bringen; bald war ſie ganz Zärtlichkeit für Liſton, bald wieder für de la Lure, und dieſe Ungewißheit marterte den armen Liſton bis zum Tode.

Es war einſt im Roſenmonde, als Liſton und de la Lure Emilien begleiteten; es war ein ſchöner, wonnevoller Morgen

Sie

Sie giengen im Garten, und wandelten ein Rosenstrauch vorüber. Eine schöne blüthvolle Rose hieng an dem Gebüsche, und tausend der Schmetterlinge umflatterten diese Blume. Liston bemerkte sie, und blieb tiefsinnig stehen. Was betrachten Sie so aufmerksam, sagte Emilie?

Liston. Diese Rose, Emilie!

Emilie. Und warum? Scheint sie Ihnen wohl sonderbar?

Liston. Sie ist schön und blühend, und diese ihre Vorzüge lockten alle die Schmetterlinge herbey, die sie umflattern.

Emilie. Aber warum sagen Sie dieses in einem so traurigen Tone?

Liston. Weil mich dieses Bild auf melancholische Gedanken leitet.

Emilie. Und diese Gedanken — — dürfte man sie wissen?

Liston. Warum nicht? Ich habe für Emilien kein Geheimniß. Ich denke, Emilie! daß diese schöne Rose einem Mädchen gleichet, die tausend Liebhaber umflattern.

Emilie. Und was finden Sie wohl daran so sonderbar?

Liston. Sonderbar finde ich eben nichts; aber unendlich viel, das mich traurig macht.

Emilie. Und wie das?

Hier führte Liſton Emilien einige Schritte vom Roſenſtrauch weiter hinunter. Da, fieng er an, Emilie! betrachten Sie einmal dieſe verwelkte Roſe: vor einigen Tagen noch ward ſie auch von Schmetterlingen umflattert, wie jene, die oberhalb ſo prachtvoll am Strauche hangt; nun iſt ſie verlaſſen, gleich dem Mädchen, das einſt viele Liebhaber zählte, und nun einſam und gramvoll herumwandelt. O Emilie! wenn ich Ihnen nun ſage, daß alle dieſe Schmetterlinge der Roſe wegen daher fliegen, würden Sie es wohl glauben? Nein! ſondern das Vergnügen, das ſie in Entblätterung der Roſe finden, bringt ſie hieher; ſie bleiben, ſo lange ſie genießen können, und bekümmern ſich dann um die arme Roſe ſehr wenig.

Emilie. Ich verſtehe Sie, Liſton! was Sie mir ſagen wollen. — Und Emilie ſprach den ganzen Spatziergang über wenig mehr, ſie war tiefſinnig, und begegnete ſowohl Liſton als de la Lure äußerſt kalt. Liſton verließ Emilien, und mit gedrängtem Herzen kam er zurück in ſeine Wohnung. Als er nach Hauſe gieng, traf er an dem Graben der Veſtung ein altes blin-

blindes Weib an, und einen Knaben, der ihn um Almosen ansprach. Da verweilte Liston einige Zeit, und der Auftritt, der ihm da begegnete, war Balsam für sein leidendes, gefühlvolles Herz. Als er auf sein Zimmer kam, setzte er sich, und schrieb:

Jüngst saß ein armes Mütterchen
Mit einem kleinen Knaben;
Ich sah sie im Vorübergeh'n
Ganz an dem Vestungsgraben.

Es stürzte sich ihr schwaches Kinn,
Gedrückt von Last der Jahren,
Bis auf den dürren Busen hin,
Umringt mit grauen Haaren.

Der kleine Knab saß neben ihr,
und spielte mit den Steinen:
Ich sah das Kind — und was in mir
Nahm Antheil an dem Kleinen.

Ich weiß es selbst nicht, wie mir war,
Doch schwer wars mir am Herzen:
Ich sah des Alters graues Haar,
Ich sah die Jugend scherzen.

Wie elend iſt der Menſch doch nicht!
Was kann aus uns nicht werden!
So dachte ich, und mein Geſicht'
Wandt' traurig ſich zur Erden.

Der kleine Knabe ſah nach mir,
Als wenn er mit empfände:
O gieb der guten Mutter hier!
Sprach er — und reicht' die Hände.

Ich gab ihm ein Vier-Groſchen-Stück,
Sich Früchten einzukaufen;
— O Himmel! rief er, welch ein Glück!
Und fieng an fort zu laufen.

Er lief, und kam, und brachte Brod,
Und gabs dem blinden Weibe;
Sie hat, ſo ſprach er, lieber Gott!
Drey Tage nichts im Leibe.

Iß, Mutter! fuhr der Kleine fort,
Und brach ihr Stück für Stücke.
Ganz Liebe war in jedem Wort,
Ganz Unſchuld in dem Blicke.

O Mutter! doch du kannſt ja kaum
Dieß harte Brod verdauen:

Ermüdet sah ich deinen Gaum,
An jedem Brocken kauen.

Er läuft — bringt Wasser — nun ists gut,
Denn jedes Stückchen weichte,
Eh ers aus seinem kleinen Hut
Der armen Mutter reichte.

Wie schön war dieser Auftritt nicht,
Wie herrlich diese Scene —
Gott! wenn Gefühl und Liebe spricht,
Wer weint nicht eine Thräne?

So schrieb Liston, und seine fühlbare Seele schwärmte die Stunden des Abends in sanfter Traurigkeit hin; Emiliens Bild war immer vor seinen Augen, er liebte sie unaussprechlich; die ganze Natur hat mehr Anmuth für Liston, der Abend lächelte sanfter für ihn, und die Weste hauchten angenehmerere Düfte von den Blumengebüschen auf seine Wangen.

Seine Seele fühlte sich edler als jemals, und das sanfte Feuer, das seine Adern durchglühte, weckte seinen Geist auf zur Thätigkeit für die Menschheit.

Edle Liebe führt den Menschen zur Tugend, denn sie macht unser Herz gefühlvoller

voller und empfindsamer. Es ist schön, zween Liebende zu sehen, die um Thaten der Menschenfreundlichkeit wetteifern.

Ich will meine Emilie ganz verdienen, sagte sich Liston, und wie kann ich das eher, als wenn ich ganz den edlen Beruf des Menschen erfülle? — Er suchte Unglückliche auf, und unterstützte sie; die Thränen der Armuth flossen nie vergebens bey Liston, er trocknete sie von den Wangen der Elenden. Er war treu seinem Vaterlande, und thätig für seinen Fürsten; er unternahm die mühesamste Arbeit für das Wohl der Menschheit, und wenn entkräftet sein Geist der Bürde zu unterliegen schien, die er sich auflud, so richtete ein einziger Gedanke an seine Emilie seine gedrückte Seele wieder auf. So hebt sich die entkräftete Blume nach einem schwülen Tage wieder empor; wenn der Abend vom Himmel herabsteigt, und erquickendes Thau sich auf die Fluren gießet.

Nichts gleicht der Macht der Liebe. Alle schöne und grosse Thaten haben wir der edlen Liebe zu verdanken: doch ist diese Liebe wohl noch in unsren Städten zu finden? Wo ist der Altar? wo der Tempel, wo man sie ehrt? Zusammengefallen

sind

sind die Stätten, wo sich einst Helden fürs Vaterland bildeten. Niedrige Wohllust thront auf der Stelle, wo man der Tugend einst Weihrauch streute — oder dort, wo einst das edle Mädchen saß, und die Schweißtropfen von der Stirne des Geliebten trocknete, der fürs Vaterland focht, dort schwelgen unedle Dirnen in den Armen feiger Wohllüstlinge.

An wen kann sich der Jüngling edler Seele ketten? An Närrinnen, an Dirnen, die ihm noch die letzte Kraft seines Geistes abtändeln, um ihn ganz zum Gecken zu machen.

Liston beschäftige sich ganz mit Emilien, die ein Frauenzimmer von edlerer Art war. Er kannte ihren Werth, und unterhielt sich mit den glänzenden Aussichten der Seligkeit seiner Liebe. Auch täuschten ihn seine Hoffnungen nicht; de la Lüre verreiste, und nun war Emilie ganz für Liston entschieden. Der Tag ihrer Hochzeit war schon bestimmt, und nach einigen Tagen war Emilie in Listons Armen. Wer war nun glücklicher als Liston? — — so glücklich war Liston, als die Liebe und eine zärtliche Harmonie gleichgestimmter Seelen

len Sterbliche in dem Besitze der Nothwendigkeiten dieses Lebens machen kann.

Der Gedanke, daß Liston zugleich die zärtlichste Freundinn an seiner Geliebten fand; — der Gedanke, mit ihr alle Vortheile der Welt zu besitzen, gab erst seinem Glücke den vollen Werth.

Listons einzige Beschäftigung war das Glück seiner Gattinn. Die schönsten Rosen blühten in ihrem Zimmer, und hauchten die ersten Düfte des Morgens und die letzten des Abends in Emiliens Gemach. Ein Bach mit angenehmem Gemurmel floß unter dichten Erlenbäumen unweit ihrem Zimmer vorüber, und verbreitete Wonne und melancholische Lust für fühlbare Seelen. O wie glücklich war Liston! wie angenehm verflossen ihm die Stunden des Lebens in den Armen der Liebe. Die Hände umschlungen, Herz an Herz gedrückt, saß er oft an Emilien in dem Schattengange der düsteren Laube, oder wandelte in mondhellen Nächten die Blumenfelder durch, und hauchte Seelenfreuden der Natur ein.

Zwey Jahre lang lebte Liston entfernt von der Stadt, vergessen von der grossen Welt, in dem Schooße des Landes glücklich mit seiner Gattinn. Im dritten Jah-

re seiner Heirath foderte ein dringendes Familiengeschäft seine Entfernung; er mußte nach Rußland zu einer seiner Verwandten. Liston konnte seine Emilie nicht bey sich haben; er führte sie in die Stadt, und vertraute sie einer Dame an. Ich vertraue Ihnen hier, sagte Liston zu der Dame, alles an, was mir theuer im Leben ist; ich vertraue ihrer Obsorge meine Emilie. Auf den Flügeln der Liebe will ich meine Reise beschleunigen, um bald wieder in Emiliens Armen zu seyn. Sorgen Sie für ihr Vergnügen, für ihr Wohl, und verkürzen Sie ihr die Stunden meiner langen Abwesenheit durch jedes erfinderische Vergnügen. So sagte Liston, und nie war in der Welt ein Abschied zärtlicher als der, da Liston und Emilie sich zum letztenmale umarmten.

Emilie, eine junge blühende Schönheit, war nun in der Stadt. Allgemach verbreitete sich das Gerücht von Ohr zu Ohr, daß die schöne Gräfinn Liston in der Stadt wäre. Alles war begierig diese Schönheit kennen zu lernen. Im Schauspiele wars, als Emilie zum erstenmale sich öffentlich zeigte. Jeder Blick war auf sie gerichtet; hundert Ferngläser funkelten in den Händen der Stutzer, und jedes Auge heftete

ſich auf dieſe neue Schönheit. Emilie ward geſehen, und bewundert, der Venus gleich, als ſie durch die Somme gieng. Zu Emiliens Unglück war de la Lure wieder in der Stadt, der einer der erſten war, der ſich ſeiner alten Bekanntſchaft wegen vorzügliche Rechnung auf Emiliens Gunſt machte. Zudringend, wie er war, ſo verſaumte er keine Gelegenheit, wo er Emilie ſehen konnte. Schmachtende Blicke, ſtille Seufzer machten Emiliens unbedachſames Herz aufmerkſam auf den Wohllüſtling, und die Liebe gegen de la Lure erwachte wieder in ihrem Buſen.

Der Menſch, der ſeinem Herzen traut, der kennt ſich ſelbſt nicht. Es iſt ein wunderliches Ding um des Menſchen Herz; es giebt Leidenſchaften in uns, ſchlummern oft lange, ein einziger Augenblick erweckt ſie wieder, und ſie bemächtigen ſich ſtärker unſrer Seele als jemals. Emiliens Herz vergaß ganz ihren Liſton, und hiezu trug die Dame ſehr viel bey, welcher Obſorge Liſton ſeine Emilie übergab.

Kleine Scheckereyen ſind ja Mode in der Stadt; und wie altväteriſch ſieht die Frau aus, die keinen Galanen hat. Im

Lande der Hinkenden ist Geradegehen ein Verbrechen.

Das war doch dumm gehandelt, Liston, daß du deine Frau in die Stadt gabst, und mehr noch, daß du sie einer galanten Dame vertrautest. Du hast die Weiber wenig studiert, das seh ich schon, sonst wär dir dieser verwünschte Einfall nicht gekommen. Weißt du denn nicht, daß die Eingezogenheit eines edlen Frauenzimmers eine wahre Beleidigung gegen alle andere ist, die's nicht sind? Weiß sticht zu sehr ab, wenn es neben Schwarz steht; scheckicht muß man zum wenigsten werden, wenn man nicht ganz schwarz wird, sonst kann man unter ihnen nicht fortkommen. Dieses alles lernt sich freylich auf dem Lande nicht, hiezu muß man schon in die Stadt. — — Beym Himmel! die Sache ist aber doch nicht so scherzhaft. Wenn man sich einmal solche romanhafte Begriffe vom Frauenzimmer gemacht hat, wenn man seine ganze Glückseligkeit an eine Seele hängt, so glücklich fortschwärmt und träumt, und dann auf einmal aufgeweckt wird, und das Schattenbild verschwunden sieht, so ist dieses Aufwachen für eine gute Seele doch immer traurig. So ergieng es dem armen Liston.

Schwär-

Schwärmeriſch, wie er fortreiſte, ſo kam er wieder zurück. Er konnte den Augenblick, ſeine Emilie wieder zu ſehen, kaum erwarten. Seine erhitzte Phantaſien beſchäftigten unzählige Gedanken; er ſtellte ſich die Seligkeit ſeiner Liebe in der größten Schwärmerey vor, wollte ſeinen Engel, ſein Eliſien wieder haben, und fand — ſtatt dem Engel das Weib, ſtatt Eliſien die Welt. —

Nichts macht den Menſchen unglücklicher, als eine ſchwärmeriſche romaneſke Liebe; ſie beſteht in Ueberſpannung, und jede Ueberſpannung iſt ſchädlich. Wir ſuchen Wirklichkeit in der Einbildung, und glauben dieſe Wirklichkeit gefunden zu haben, da wir doch nichts als Einbildung fanden. Es iſt eine bloſſe Unmöglichkeit, daß der Menſch immer in dem Stande der Ueberſpannuug bleiben könne, denn dieſer Zuſtand iſt unnatürlich; daher ſo gränzenlos unglücklich, wenn wir von unſerer Täuſchung erwachen, und der entſetzliche Abſtand von Einbildung und Wirklichkeit führt den Menſchen öfters zur Toll- und Narrheit.

Liſton wollte ſeine Emilie überraſchen; unangemeldet kam er auf ihr Zimmer, und fand ſie an de la Lures Seite. Wuth

wachte in seinem Herzen auf, und Raserey bemächtigte sich seiner Seele: er zog den Degen, de la Lure vertheidigte sich, der Kampf wurde heftig, Liston sank, und war tödtlich verwundet. Bey diesem Anblicke erwachte Emilie wieder, sie sah ihr Unrecht ein, und obwohl sie sich in ihrem Herzen nichts als eine kleine Galanterie vorzuwerfen hatte, so sah sie sich doch als die schwärzeste Verbrecherinn an, weil sie die Ursache aller dieser Folgen war. Sie stürzte sich auf Liston hin, erwärmte mit den feurigsten Küssen seine sterbenden Lippen; aber kein Wort entfloh mehr seinem erblaßten Munde, als das: Nun ists zu spät, Emilie! — — Liston starb, Emilie verbarg sich in ein Kloster. Traurig verlebte sie den Rest ihrer Tage, und immer folgte ihr der unglückliche Schatten ihres Listons.

Grundsätze und Bemerkungen.

Wenn wir lieben, so müssen wir unter den Personen unsrer Geliebten keine Engel vorstellen, sondern Menschen.

Wir müssen uns aus der Erde kein Elisium schaffen, sondern denken, daß sie die Welt ist. Schwär-

Schwärmerey macht den Menſchen äuſſerſt unglücklich; denn unſere Idealmädchen haben ihr Daſeyn in unſrer erhitzten Einbildunskraft, und nicht in der wirklichen Welt.

Liebſt du ein Mädchen ſchwärmeriſch, ſo heurathe dieſes Mädchen nicht eher, bis deine Schwärmerey vorüber iſt, und liebſt du ſie dennoch, ſo wirſt du mit ihr glücklich ſeyn.

So lang du romaneſk liebſt, ſo kennſt du den Gegenſtand deiner Liebe nicht. Alles, was dir an dieſem Gegenſtande göttlich ſcheint, iſt oft gar nicht darinn zu finden, und liegt nur zu oft in deiner Träumerey.

Nimmſt du ein Mädchen zum Weib, ſo unterſuche vorher, ob ſie den Karakter einer Freundinn beſitzt; hat ſie den, ſo wähle ſie.

Vergöttere dein Mädchen nicht als Liebhaber, und ſey nie ihr Schmeichler, denn wenn du ihr Mann wirſt, ſo haſt du nicht ſie, ſondern dich ſelbſt betrogen.

Es giebt mehrere Fälle, wo die Männer nur das Mädchen heurathen, als Fälle, wo die Mädchen Männer heurathen. Das Mädchen heurathet meiſtentheils den Stand,

und die Verſorgung, und nimmt den Mann als eine Nebenſache mit: was Wunder denn, wenn er ſo wenig Werth hat?

Die Männer heurathen meiſtentheils das Mädchen; das will ſagen, ſie Vergaffen ſich in ihre Larve und ihr Geſicht, und vergeſſen auf alles übrige. Es iſt dann nicht der Menſchen Schuld, wenn ſie unglücklich werden, ſondern ihre eigene. Du haſt dich ſelbſt betrogen, das Mädchen betrog dich nicht.

Es giebt keinen falſchern Satz in der Welt, als den: Ich habe meine Tochter verſorgt, wenn man ſie verheurathet; die Folge lehrt nur zu oft, daß ſie nicht verſorgt war.

Ein Mädchen, das einen brayen Mann finden will, muß einen gewiſſen Anſtand, eine edle Würde beſitzen, und ſie wird ihn finden.

Ein Frauenzimmer, das mit jedem liebäugelt, findet Buhler, aber keinen wahren Liebhaber, und findet ſie einen, ſo iſt der arme Mann ein betrogener, angeführter Mann.

Die Galanterie des Frauenzimmers hat den Grund in ihrer Eigenliebe; jede galante Frau iſt nicht allzeit ungetreu.

Es giebt Frauenzimmer, die viele Anbether haben, und doch ihre Würde zu erhalten suchen, um sich gegen keinen zu erniedrigen.

Das Weib ist schwächer, als der Mann, reitzbar, empfindsamer, und verdient daher auch manchmal Nachsicht für ihre Schwachheit.

Es giebt Fälle, in denen das Frauenzimmer aus Leichtsinn fehlt, und nicht aus Bosheit des Herzens. Ich möchte wohl manchmal wünschen, daß die Männer billiger wären, und Schwachheit von Bosheit zu unterscheiden wüßten.

Das Mannsvolk ist meistentheils hart gegen das weibliche Geschlecht, und dieses ist listig gegen jenes. Die Sache liegt in der Natur: Der Schwächere bedient sich der List gegen den Stärkeren.

Die Männer suchen oft nur die Mädchen zu prellen; nehmen sie es doch, meine Herren! den Mädchen auch nicht übel, wenn sie manchmal einen Mann anführen.

Mit Moralisiren bessert man die Galanterie der Frauenzimmer nicht, denn die Sinnlichkeit ist stärker bey dem schönen Geschlechte als die kalte Vernunft; man suche vielmehr ihren Galanen lächerlich zu machen,

chen, und zeige ſich ihnen in einem beſſern Lichte.

Sehr wenig Galanen lieben die Frau; die meiſten die Mittagsſuppe. Es iſt doch nicht gar ſchmeichelhaft für ein Frauenzimmer, ihre Eroberung einem Braten verdanken zu müſſen.

Ich kannte auch ſelbſt eine Menge Liebhaber, die aufhörten, Liebhaber zu ſeyn, als man ſie nicht mehr zu Tiſche lud.

Eine Frau lieben, kann Schwäche ſeyn; aber eine Frau abzufreſſen, iſt Abſcheulichkeit.

Brutalität der Männer beſſert das ſchöne Geſchlecht nicht; auch nicht Zwang; denn durch Zwang werden ſie nur liſtiger.

Der vernünftigſte Mann wird ſeine Frau nicht wieder zurückführen, wenn ſie ſich verirrt hat; nur ſie ſelbſt bringt ſich wieder zurück; und hiezu gehört Gelaſſenheit und Nachſicht.

Eiferſucht iſt ein Zeichen der Liebe; kann auch manchmal unſers Stolzes; man aber eiferſüchtig ſeyn, ohne zu lieben.

Es giebt Leute, mit denen ein Vernünftiger eifern kann, es giebt aber wieder Leute, die zu nichts gemacht ſind, als ſie zu verlachen.

Ein

Ein Mann kann eiferſüchtig für den Gegenſtand ſeiner Liebe ſeyn; das Weib gegen mehrere Gegenſtände ihrer Liebe, ohne ihnen doch treu zu ſeyn; es liegt in der Natur, und der Eitelkeit des ſchönen Geſchlechts.

Durch übertriebene Eiferſucht bringt man ſelten die Frau zur Vernunft, denn wie kann ich einer Närrinn Vernunft predigen, wenn ich ſelbſt ein Narr werde? Grämen kann ſich der Vernünftige, wenn ſeine Frau verführt wird; aber der Gram iſt von der Eiferſucht weit unterſchieden.

Das meiſte Unglück entſteht in der Liebe aus Maangel der Kenntniß des menſchlichen Herzens, wir fodern immer von andern, daß ſie mehr ſeyn ſollen als Menſchen.

Suche deine Frau zu Gefühl wahrer Freundſchaft zu ſtimmen; zeige dich in jeder Gelegenheit als ihr Freund, und ſie wird auch deine Freundinn werden; iſt ſie aber zu dieſem Gefühl nicht mehr reitzbar, ſo ſind alle andere Verſuche verloren.

Wenn du ein Weib nimmſt, ſo ſtudiere ihren Karakter als Mädchen. Die Eingezogenheit, Arbeitſamkeit, und ein

gutes

gutes Herz hat, hat die beste Anlage zum guten Weib.

Doch wie bewahrt man das gute Weib vor der Verführung in grossen Städten, wo die Galanterie Mode ist? — Das ist eine sehr wichtige Frage, und gehört sehr viel Vernunft dazu, sie zu beantworten — noch mehr aber, sie auszuführen.

Grimalda.

Die Glocke schlug 12 Uhr ihn der Nacht; den Wächter schauderte vor Kälte auf dem Kirchhofe, und in seinen Mantel gehüllt, eilte er mit seiner Hellebarde die weite Gasse hinunter, und schrie die zwölfte Stunde mit rauher Kehle am Ecke aus. Traurig flimmerte die Flamme in der Laterne, und die Windfahne ächzte auf des Tempels hohen Zinnen. Die Gläser klirrten in den Fenstern, von denen die kleinen Steinchen zurückprellten, die der Wind von den Dächern

chern herabblies. Die Schildwache ſtand ruhig in ihrem Hauſe, und auſſer dem eintönigen Werda? hörte man keine Stimme in der Gegend; nur dort und da heulte ein Hund, der, weil er keinen Herrn hatte, einſam die Gaſſen durchtreppelte. Im Palaſte wieherte noch zuweilen der Hengſt, und ſtampfte dumpfe Töne aus dem marmornen Stalle weit in die Nachbarſchaft mit neu beſchlagenen Hufen. So war die Zeit, als Riſaldon ſeine Geliebte verließ, die allgemein bewunderte Roſa. Noch betäubt vom Nektar der Liebe, eilte er die Gaſſe hinunter, und glaubte noch immer in Roſas Armen zu ſeyn. Als er ans Ecke der Gaſſe kam, führte ihn der Weg über den Kirchhof. Gähling ſprang ein junger Menſch hinter den Gräben hervor; entblößt war ſein Degen, fürchterlich ſein Blick. Schlage dich, Riſaldon! rief er, wenn du nicht wie eine Memme zur Leiche werden willſt. Riſaldon zog den Degen, und nach einem kurzen Gefechte ſank ſein Gegner zu Boden. Ich bin verloren! war ſein letztes Wort, und Blut quoll aus der Wunde, das die Erde weit umherröthete.

Die letzten Worte des Unglücklichen, die er mit einer jammernden Stimme ausrief, lockten die Wache herbey; Risaldon mußte sich flüchten, und eiligst verbarg er sich unter der grossen Schwelle der gothischen Kirchthüre eines Nonnenklosters. Risaldon stund eine Weile, und der Lärm war vorüber. Alles wurde wieder auf der Gasse ruhig und stille: er wollte gehen: allein, als er sich noch unentschlossen an die Thüre lehnte, so merkte er, daß sie nicht verschlossen war. Die Neugier reitzte ihn, er begab sich in die Kirche, und gieng langsam hinauf bis an die Treppe des Chors. Da stand er, und dankte dem Schöpfer für die überstandene Gefahr. Gählung hörte er ein dumpfes Geräusche; er sah sich um, und eine frauenzimmerähnliche Gestalt stieg aus der Erde hervor. In ihrer Rechten blinkte ein blutiger Dolch, und in der Linken brannte ein halb verloschenes Licht. Was willst du, rief ihr Risaldon zu, in dieser fürchterlichen Stunde der Nacht? In dieser Kleidung? In diesem Orte? Was willst du? Die Unbekannte blieb stehen, und augenblicklich geschwind, wie ein Blitz, packte sie Risaldon beym Halse. Du bist in meiner Gewalt,

Unglücklicher! schrie sie; du bist des Todes, wenn du nicht sagst, wie du hieher kamst. — Risaldon erzählte, was ihm begegnete, wie er hieher kam, und die Thüre offen fand. Gut! fuhr die Unbekannte fort, du bist ein Mörder; auch ich habe gemordet; aber so gemordet, daß kein Mord dem meinigen gleichet. Komm mit mir, und sieh, was ein erzörntes Weib zu thun im Stande ist.

Risaldon folgte der Unbekannten; sie führte ihn in eine Todtengruft hinunter. Da lag ein junger Mensch ausgestreckt in seinem Blute; sein Herz lag neben ihm in Stücke zerrissen, und Blut beträuft waren die Todtenknochen, die in der Kruft zerstreut umherlagen. Sieh! fieng die Furie an, sieh! an diesem Anblicke weidet sich mein Herz. Ich habe den gemordet, den ich liebte. Dieses Herz, das mich treulos verließ, dieses Herz war in meiner Gewalt, und ich habe mich abgekühlt, und Blut für den brennenden Durst getrunken, der meine Seele verzehrte.

Risaldon bebte zurück. Blässe deckte seine Wangen, und ein kalter Schauder durchströmte jedes seiner Glieder. Da, setze dich auf dieses Grab, sagte das fürchter-

terliche Weib, und ſtellte die Lampe auf den todten Körper hin, daß der Schein ins blaſſe Geſicht des Ermordeten fiel: dann leckte ſie das Blut vom Stahl. O wie das köſtlich ſchmeckt! fuhr ſie fort, und ihr Auge funkelte, wie das Auge einer ergrimmten Löwinn. Riſaldon wagte es nicht, ſeinen Blick gegen ihr zu erheben; nur ſeitwärts blickte er ſie ſchüchtern an, und ſah die ſchönſte Bildung, verunſtaltet vom Gram und von Rache.

Weiß, wie eine Nonne, war ſie gekleidet; ein kaſtanienbraunes Haar wallte ihre Schultern hinunter: zerſtreut flatterte ein Theil ins Geſicht. Feurig rollte das Schwarze Auge unter ihrer weiſſen Stirne; blaß waren ihre abgehärmte Wangen: aber doch in den häßlichen Zügen der Wuth ließ ſich ihre hingewelkte Schönheit nicht ganz verbergen.

Nach einer Weile fieng ſie an: Ich bin die Tochter eines reichen Venetianers, und nenne mich Grimalda. Mein Vater liebte mich unausſprechlich, und ich war die einzige Freude meiner Mutter. Ich war ein Mädchen von ohngefähr fünfzehn Jahren, als eine Menge junger Freyer ſich meldeten. Mein Vater wollte mich noch vor ſeinem

Tode

Tode verheurathet ſehen, und wünſchte nichts ſo ſehnlich, als daß ich einen Gatten wählen möchte. Du biſt reich, ſagte er mir oft, liebe Tochter! und du kannſt das Glück eines guten Jünglings machen. Wähle nach deinem Herzen; dieſen Vortheil hat manches gute Mädchen nicht. Viele Kinder ſind oft mittelloſen Aeltern zur Laſt; man biethet ſie feil, wie eine Waare, und ſie werden manchmal das traurige Opfer ihrer mühſeligen Umſtände.

In dieſer Lage war ich nicht; allein mein Herz war kalt, und kein Jüngling war unter der Menge der Freyer, die um mich warben, der mir gefiel. Ich hatte eine ſchwärmeriſche Phantaſie, und ein Herz, das auſſerordentlich ſtark fühlte. So ſpröde, als ich ſchien, ſo ganz gefühlvoll war ich. Meine Einbildungskraft beſchäftigte ſich mit einem Ideale eines guten Jünglings. Ich möchte ganz geliebt werden, wie ich fähig wäre zu lieben, und Seligkeit und Wonne wären mir die Tage meines Lebens. So ſchwärmte ich, und liebte, ohne den Gegenſtand meiner Liebe zu kennen. Die Geſellſchaft der groſſen Welt hatte keinen Werth für mich; ich wandelte gerne unbemerkt in einſamen Or-

ten, und unterhielt mich mit den ſo wenig bekannten Freuden der Natur.

Ich war in einer groſſen Stadt und die Seltenheit meiner Denkart konnte nicht lange verborgen bleiben. Ein Junge vom Adel, der ein ausgelernter bübiſcher Betrüger war, ſtudierte bald meinen ſchwärmeriſchen Karakter. Er wußte, daß ich reich war, und hatte daher Abſicht auf meine Hand. Er ſah, wie gleichgültig mir alle die Freyer waren, die mich umrangen; wie kalt ich ſie behandelte. Er belauſchte alle meine Schritte, beobachtete alles, was in meiner Seele vorgehen konnte, und als er mich vollends ausgelernt hatte, nahm er ſeine Maske, und fieng an mich unter dieſer Maske zu hintergehen.

O ich armes, romanskes, ſchwärmeriſches Mädchen! — Wie ſehr ward ich hintergangen — betrogen! — — Bey dieſen Worten erhob ſie ſich haſtig von dem Grabe, worauf ſie ſaß, zerrauſte ihre Haare, zerriß mit ihren Nägeln die Bruſt, daß das Blut in Strömen über ihren entblößten Buſen herabfloß. O daß jeder Tropfen Blut zum brennenden Gift würde! fieng ſie an, daß jede Thräne einem verſenkenden Schwefeltropfen glich, die aus die-

dieſem Auge noch auf den Körper dieſes Böſewichts fallen kann! — Ach! ſchwacher Sterblicher! warum hatteſt du nicht tauſend Leben, daß ich dich tauſendmal hätte tödten können? Warum hatteſt du denn nur ein Herz? Ich wollte, du hätteſt zehn gehabt, damit meine Nägel jedes hätten zerfleiſchen können! Boshafter Verräther! du ſpielteſt ſo mit meiner Unſchuld! — du betrogſt mich ſo abſcheulich, und ich liebte dich ſo unendlich und getreu! Ich hätte mein Leben mit dir getheilt, und du gabſt mir den Tod! In den Becher der Liebe ſtreuteſt du Gift — auf das Roſenbette der Wonne Dörner — und Schlangen verbargſt du unter den Blumen, die den Sitz meiner Zärtlichkeit umgaben! — Ungeheuer! iſt es möglich, daß es ſolche Menſchen giebt! warum haſt du mir es denn nicht geſagt, daß du mich nicht liebteſt? — Du hätteſt mir ja mein Vermögen rauben können, ohne mich zu betrügen, ohne mich ſo gränzlos elend zu machen — aber nein! das wollteſt du nicht, heuchleriſcher Bube! Betrügen — das war deine Luſt, und Rauben deine Freude.

So raſete die Unglückliche, und ermüdet ſank ſie zurück, und warf ſich der Läm-

ge nach auf den Grabstein, und röchelte, als wäre sie schon in den Armen des Todes. Ihre Augen rollten fürchterlich in ihrem Kopfe, ihre Wangen wurden bleicher, als die Wangen der Leiche, die neben ihre lag, ihr Nase spitzte sich zu, der weisse Schaum trat aus ihrem Munde, und ihr Zustand war der erbärmlichste der Kreaturen. Nach einer Weile richtete sie sich wieder auf; spreizte sich mit einer Hand an die Leiche; mit der andern ergriff sie den eisernen Ring, der auf dem Marmor eines Grabsteines hieng; sie blickte nach Risaldon, ihr Auge wurde sanfter; aus ihren Zügen verschwand die Wuth, Harm und Leiden trat an die Stelle des Zorns; heftig pochte ihr Herz und heisse Thränen flossen ihre Wangen herunter. Was habe ich gethan! fuhr sie fort; Abscheu der Natur! ich habe gemordet — Gott! abscheulich gemordet — unter dem Vorwand der Liebe gemordet! zu was ist doch der Mensch nicht aufgelegt! — Verzeih mir, du, den ich liebte! — verzeih mir! jenseits des Grabes ist kein Betrug mehr. So seufzte sie, und mit ausgestreckten Armen sank sie auf Risaldons Busen, und weinte, daß eine Thräne die andere schlug.

Nun

Nun iſt mir wieder leichter, ſagte ſie, daß ich noch ein Menſchenherz fand, an dem ich weinen kann. Höre mich, Riſaldon! und iſt dein Herz nicht ganz gefühllos, ſo fluche mir nicht, ſondern bedaure mich. Ich war kein böſes Mädchen; hatte kein Herz, das zu Betrug und Tücke aufgelegt war; habe niemanden hintergangen, niemanden betrogen; ich liebte aufrichtig und wahr; aber man ſpottete meiner Liebe, und verhöhnte meine Zärtlichkeit. Sag mir, Riſaldon! haben denn eure Geſetze keine Strafe für Räuber, die das Vermögen der Mädchen unter dem Vorwande der Liebe rauben? Giebt es keine Strafen für Barbaren, die Sklavinnen aus ihren Geliebten machen, um ihnen ihr Vermögen geſetzmäßig abzuhandeln? — Reich ſeyn, und ſich die Sklaverey erkaufen müſſen, das iſt doch hart, und dieß iſt doch das Schickſal ſo manchen reichen Mädchens, und der Staat — guter Riſaldon! — duldet er nicht dieſen Betrug? Ihr Männer! ihr habt die Geſetze gemacht — ja, ihr habt ſie gemacht, das fühlen wir in mancher kummervollen Stunde; wo ſoll das wehrloſe Mädchen Hilfe ſuchen? Auch Grimalda hat es erfahren: ich ward hintergan-

gen,

gen, betrogen. Dieſer junge Venetianer, deſſen Körper da bey deinen Füſſen liegt, der wußte mein leichtgläubiges Herz zu täuſchen; unter dem Vorwande der zärtlichſten Liebe wußte er ſich meiner Schwachheit zu bemächtigen; er ſpielte die Rolle des Empfindſamen, und wußte es dahin zu bringen, daß ich ihm meine Hand gab. Ich liebte ihn unausſprechlich; aber kaum war er mein Gemahl, als er die Larve vom Geſicht nahm, und ſich verrieth, daß er nicht mich, ſondern mein Geld geheurathet hatte. Er vergalt meine Liebe mit Untreue, meine Zärtlichkeit mit Härte. Er ſpielte, und verzehrte die Renten, die ich ihm zugebracht, in den Armen einer ſchandvollen Buhlerinn. Auf ihre Veranlaſſung wurde ich nach dem Tode meines Vaters in ein Kloſter gebracht, und mußte die Frühlingstage meines Lebens inner dieſen Mauern verleben. Meine Liebe verwandelte ſich in Rache. O Riſaldon! könnteſt du Briefe leſen, die ich ihm ſchrieb — leſen, was Zärtlichkeit und Liebe mir in die Feder gab, und weinen würdeſt du über die arme Grimalda. Vergebens waren alle meine Verſuche: endlich war ich meines Lebens müde, und ein jäher Zufall brachte den Entſchluß

schluß meiner Rache zur Reife. Ich entfloh aus dem Kloster, in dem ich war, und kam in die Stadt wieder zurück, und in diesem Kloster hier bringe ich bereits unbekannt vier ganze Jahre zu. Mein Mann, der mich für verstorben hielt, verheurathete sich zum zweytenmale, und machte das zweyte Weib so unglücklich, als das erste, indem er noch immer in den Armen einer Buhlerinn lebte; die Familie aber nahm sich des unglücklichen Weibes an, und seine Buhlerinn wurde in dieses Kloster, wo ich hier wohne, gebracht. Ich erfuhr ihre Geschichte aus ihrem Munde, denn sie machte mich zur Vertrauten ihrer Liebe. Sie kannte mich nicht, wußte nicht, wer ich war, bis heute, da sie mich kennen lernte. Um Mitternacht wurde hier in diesem schaudervollen Orte die Bestellung der Liebenden gemacht; hier hätte mein Gemahl die Wonne der Liebe in den Armen seiner Buhlerinn genießen sollen. Alles war bereitet, die Stunde der Mitternacht war die Stunde ihrer Zusammenkunft. Ich benützte diese Gelegenheit als die Vertraute meiner eigenen Mitbuhlerinn.

Ich versperrte die Beyschläferinn auf ihr Zimmer, und erwartete den feurigen Liebhaber

haber an der Schwelle des Tempels; führte ihn in dieſe Kruft, und da er glaubte, ſeine Geliebte zu umarmen, ſtieß ich ihm den Dolch in ſeine Bruſt, und gab mich dem Ungeheuer zu erkennen. Seine Buhlerinn ſitzt noch verſperrt auf ihrem Zimmer, und ſie ſoll leben, um zu fühlen, was es heißt, das zu verlieren, was man liebt.

So ſprach Grimalda, und führte Riſaldon bis an die Thüre der Kirche wieder zurück. Kehre nun zurück, ſagte ſie, und erzähle der Welt, was verſchmähte Liebe vermag. Dann ſchloß ſie die äherne Thüre mit ſolcher Gewalt zu, daß weit umher die Gegend davon ertönte.

Der Morgen graute ſchon, und Riſaldon wollte keine neuen Auftritte mehr in dieſer Stadt erwarten. Er verließ ſeine Roſa, die ihn betrog, die eine niedrige Buhlerinn war, und von der er erfuhr, daß der junge Menſch, der ihm auf dem Kirchhofe vorpaßte, ein beſtellter Meuchelmörder war. Er kehrte in ſeine Vaterſtadt zurück; oft dachte er noch an Grimalda; aber ſo ſehr er ſich immer erkundigte, ſo konnte er das Ende dieſer ſonderheitlichen Szene nicht mehr erfragen.

Grundsätze aus Erfahrung.

Es giebt Männer, die nur des Geldes wegen heurathen, und das Mädchen dann höchst unglücklich machen.

Es ist ein grosser Vortheil für ein Mädchen, reich zu seyn; ein reiches Mädchen bekömmt gewiß einen Mann; aber sicher ist sie nicht, ob dieser Mann ihr Geld heurathete, oder sie; erst nach einigen Jahren ihrer Heurath kann sie hierüber zuverläßig urtheilen. Ein armes Mädchen ist in diesem Punkte weniger dem Betruge ausgesetzt, als ein Reiches.

Es ist abscheulich des Geldes wegen ein Mädchen unglücklich zu machen; aber darüber kümmert man sich nicht viel, denn es giebt gewisse Arten von Räubereyen, die privilegirt sind.

Die Mädchen bilden sich alle ein, man heurathet sie aus Liebe. Ihre Eitelkeit ist Schuld daran, daher kennen sie die Stimme des Lockvogels nicht, und gehen ins Garn.

Es schmeichelt freylich unsrer Eigenliebe nicht, wenn man sich denkt, dieser Mensch ist der deklarirte Liebhaber meines Geldes: allein um nicht unglücklich zu werden, gute Mädchen! muß man die Menschen beurthei-

urtheilen, wie ſie ſind, und nicht, wie ſie ſeyn ſollen.

Die Liebhaber, die des Geldes wegen Mädchen werben, ſind nicht ſo hart zu erkennen, als man glaubt; man darf nur ein wenig aufmerkſam ſeyn.

Ich will hier einige Karaktere aufzeichnen; beurtheilt eure Liebhaber darnach, und rettet euch von der drohenden Gefahr; ſchmiedet euch aus eurem Silber nicht ſelbſt die Ketten des Unglücks, und kauft euch nicht um euer Gold die Feſſeln des Elendes; ich warne euch gutmeynend; denkt an die arme Grimalda.

Karaktere.

Dorimon iſt der Sohn eines armen Junkers; ſein Karakter iſt verſchwenderiſch. Die Mutter Natur gab ihm einen groſſen Kopf, der aber nicht denken konnte, und kleine Hände, die nicht arbeiteten. So bringt er ſich auf Unkoſten ehrlicher Leute fort, macht Schulden, und bezahlt nicht; borgt, und giebt nichts zurücke. Nun hört er von einem Mädchen; er kennt ſie nicht: aber er will ſie zur Frau, denn ſie hat Geld. Das Mädchen ſoll des Junkers

Thor-

Thorheiten gut machen. Er wirbt um sie, der Vater läßt sich blenden, giebt seine Tochter diesem Narren zum Weibe. Dorimon bezahlt mit dem Heurathgut seine Schulden, und verschwendet das Uebrige. Nun ist das Mädchen im Elende; ihr Geld ist hin; sie hat an Dorimon keinen Freund — keinen Mann, der sie ernähret. Er ist nichts als ein Narr, der um so viel Geld zu theuer gekauft war, um die Last eines guten Mädchens zu seyn.

Herisson ist eine andere Art von Partheygängern; der hat seine eigene Spionen. Er weiß zuverläßig, wo eine reiche Wittwe, oder ein reiches Mädchen, oder ein wohlhabendes Weib ist. Seine Lebensgeschichte ist die merkwürdigste. Von seiner ersten Jugend an machte er den Galanen ums Geld; suchte alte Wittwen auf, und ließ sich ernähren, so lang sie etwas hatten. Wo er ein reiches Mädchen wußte, suchte er ein Eheversprechen abzulocken, dann ließ er sich nicht mehr abtreiben, bis sich das Mädchen nicht mit einigen hundert Gulden loskaufte. Seine Grundsätze in Rücksicht des schönen Geschlechts sind die abscheulichsten. Er ist zu allen Niederträchtigkeiten aufgelegt, wenn es darauf an-

ankömmt, Geld zu erhaſchen. Er wirbt um ein Mädchen, und tritt es einem andern wieder ab, der es ihm abkauft. Er ſieht das Frauenvolk als eine Waare an, daraus ſich Profit ziehen läßt. Unglücklich die Schöne, die in ſeine Hände fällt; ſie iſt ein unglückliches Opfer ihrer Unbeſonnenheit.

Der Mann, der um ein Mädchen des Geldes wegen werben kann, iſt ein Niederträchtiger.

Wahre Liebe gründet ſich auf die Hochſchätzung einer Perſon; nicht auf den Werth ihrer Dukaten.

Trägſt du einem Jünglinge deine Tochter an; und er frägt dich, was hat ſie Heurathgut? ſo gieb ſie ihm nicht, denn er wird ſie unglücklich machen.

Trägſt du einem Manne deine Tochter an, und er frägt dich, iſt ſie gut? häuslich? fähig, Gattinn und Mutter zu ſeyn? ſo ſieh dieſem Manne recht ins Geſicht, und wenn ſein Auge nicht lügt, ſo haſt du eine gute Wahl für deine Tochter getroffen.

Mädchen! wenn ihr reich ſeyd, und einen Mann nehmen wollt, und wiſſen möchtet, ob dieſer Mann euch liebt, oder

eurer

eurer Geld, und ob ihr glücklich mit ihm seyn werdet, so beurtheilt ihn nach diesen Regeln, die ich hieher setze.

1. Erkundigt euch um seinen Karakter. Ist er verschwenderisch, filzig, ehrgeitzig, ein Spieler, oder ein Säufer, oder ein Wohllüstling, so traut ihm nicht, wenn euch euer Wohl heilig ist. Der Verschwender wird euch euer Geld vertändeln; der Filzige wird Menschen damit unglücklich machen; der Ehrgeitzige wird sich Ruhm und Ehrentitel damit erkaufen; der Spieler wird euch die Karten, der Säufer den Wein, und der Wohllüstling eine Buhlerinn vorziehen. Nehmt so einen Mann nicht.

2. Wenn ihr von seinem Karakter nichts erfahren könnt, so seyd auf eurer Hut, ob er sich nicht verstellt, und prüfet ihn selbst.

3. Beurtheilt ihn aus seinen Handlungen gegen andere Menschen. Liebt er seine Aeltern, behandelt er mit Güte seine Untergebene, ist er wohlthätig, menschenfreundlich, so wird er ein guter Mann werden, der euch auch gut behandeln wird.

4. Männer, die ihre Aeltern nicht lieben, werden noch weniger ihre Weiber lieben.

5. Männer, die ihre Untergebenen hart behandeln, werden auch ihre Weiber hart behandeln.

Dieſe Grundſätze ſind zuverläßig; ſie liegen in der Natur des rohen leidenſchaftlichen Menſchen.

6. Bemüht euch weiters zu erfahren, welche Bekanntſchaften euer zukünftiger Mann vor euch gehabt hat. Wenn er nur immer nach reichen Mädchen ſtrebte, ſo kann euch der Werber verdächtig ſeyn.

7. Waren es gute, edle Kinder, die zugleich reich waren, um die er warb, ſo mindert ſich der Verdacht, und ſeine Abſicht kann edel geweſen ſeyn; waren es aber plumpe Dirnen, oder leichtfertige, ausgelaſſene Mädchen, die Tugend nicht — nur Geld hatten, und euer Liebhaber warb einſt um ſie, ſo ſeyd vergewißt, daß ſeine Abſicht nur Geld iſt, daß er nicht euch liebt, ſondern nur euer Vermögen.

8. Laßt euch dann durch alle Zärtlichkeiten, durch alle Verſicherungen nicht blenden; es iſt alles Verſtellung, alles zielt dahin, die Abſicht zu erreichen, und iſt ſie erreicht, ſo verſchwindet dann alle Zärtlichkeit wieder.

Da ſind nun Lehren für die Mädchen; nun auch für uns Männer.

Ein guter Mann, der ein reiches Mädchen zum Weib nehmen will, muß auch ihren Karakter kennen, wenn er nicht unglücklich werden will.

Es giebt Mädchen, die sonst gar keine Verdienste haben, als ihr Geld. Geld — und wieder Geld ist oft das einzige Wort solcher Mädchen. Ich hab dich zum Mann gemacht, durch mich bist du das geworden, was du bist ꝛc. Für einen Mann, der Gefühl hat, taugt ein reiches Weib ohne Seelengefühl nichts, und wie viel giebt es reiche Mädchen, die zu sanften Empfindungen erzogen sind? — Es giebt wenig: — aber diese wenigen, wo finden sie auch Männer, die ihrer würdig sind?

Ich muß hier eine launische Bemerkung beysetzen, die ich einst auf dem Lande machte; ihrer Seltenheit wegen brachte ich sie in Reime.

Eine Reisebegebenheit.

Ich reiste einstens auf dem Land —
Wer hätt' es glauben können?
Da wars, wo ich ein Weibchen fand,
Die Zierde aller Schönen.

Entfernt von Städten lebte ſie,
Ganz auf dem Land vergraben.
Die holdſte Phiſiognomie,
Ein Herz voll edler Gaben.

Ihr Mann, der war nach altem Brauch,
Grob, roh und unbeſcheiden:
Er kannte, auſſer ſeinem Bauch,
Nicht viel von Menſchenfreuden.

Starr, wie Herrn Kempels Schachmaſchin,
In Rückſicht ihrer Steife;
So ſaß er öfters am Kamin,
Und ſchmauchte eine Pfeife.

Und auſſer einem groben Ho!
Was iſt wohl hier zu machen?
So hörte ich wahrhaftig do,
Gar nicht viel kluge Sachen.

Man ſchwätzte ſo in Tag hinein,
Und mußte diſputieren;
Sein ſchwarzer Schreiber, dick und klein,
Der ſprach ſtets vom Regieren.

Wär ich ein Fürſt, ſo fieng er an,
Ich wollt es wohl erfinden;

Dann griff er nach dem Küchenſpann,
Um ſelben anzuzünden.

Er ſtopfte feſt ſein Pfeifchen ein,
Und zog nach allen Kräften
Das Flämmchen in die Pipp' hinein,
Noch murmelnd von Geſchäften.

Ey was! — hier ſpuckt er räuſpernd aus —
Das Land muß man verwalten:
Und endlich kam ſo viel heraus:
Die Sache bleibt beym Alten.

Seitwärts da ſaß voll Schmutz und Koth
Der Schultheiß, lachte ſehnlich.
Die Naſe war wie Scharlach roth,
Die Wangen Kupfer ähnlich.

Des Junkers Weibchen ſprach kein Wort;
Sie ſtand ganz in der Ferne,
Und zählte bey dem Fenſter dort
Am Firmament die Sterne.

Ich ſah ihrs an der Stirne an,
Sie ſtirbt vor langer Weile,
Denn der Baron, ein dicker Mann,
War traurig, wie die Eule.

Mir gieng des Weibchens Schickſal nah,
Ich ſuchte ſie zu tröſten,
Und fand bey meiner Seele da
Ein Weibchen von den Beſten.

Fromm war ſie, edel, hold und gut,
Und wie die ſanfte Taube
Ward dieſes arme gute Blut
Dem Geitzigen zum Raube.

Man ſah in ihrem ſanften Blick,
Und las in ihrer Seele
Ihr ganzes klägliches Geſchick,
Und ihre Unglücksfälle.

O wie unglücklich bin ich nicht!
So ſprach die fromme Schöne,
Der Mann! — ihn lieben iſt nun Pflicht;
Und weinte eine Thräne.

Er liebte mich; er nahm mein Geld,
Und hintergieng mich gräulich.
O Freund! wer mich für glücklich hält,
Der trügt ſich abſcheulich.

Taback und Bier — Bier und Taback,
Iſt ſeine ganze Freude.

Zu Fluchen, Schnarchen ſein Geſchmack;
Nun denken Sie mein Leide.

Hier drückte ſie mir ſanft die Hand,
Und wandt' den Blick zur Erden:
Ich fühlte, das ſie es empfand,
Was heißt, betrogen werden.

Wie Blumen, die vom Nord verblühn,
Vom Kummer aufgetrieben,
Sank dieſes Weib zur Grube hin,
Erſchaffen nur zum Lieben.

Ihr Mann, der ſprach: O tröſt ſie Gott!
Und ſtranzte ſeine Glieder.
Warf mit der Schaufel auf ſie Koth,
Und nahm den Bierkrug wieder.

O Väter! hört, ich bitte euch,
Gebt Männer euren Kindern;
Macht keinen ſolchen Narrenſtreich,
Und gebt ſie ſolchen Rindern.

Wie kann ein ſolcher Grobian
Ein Mädchen glücklich machen?
Dumm iſt er, wie ein Indian,
Und pöbelhaft zum Lachen.

Ein plumper Kerl hat kein Herz,
Laßts euren Töchtern sagen.
Glaubt mirs, es ist gewiß kein Scherz,
Heurathet keinen Magen.

Erwin und Celie.

Erwin war arm. Als ein Knabe von sechs Jahren verlor er schon seine Aeltern, und ward dem Elende preis. Die Frau von Berner, die zärtlichste Freundinn von Erwins Mutter, nahm sich des unglücklichen Waisen an, und erzog ihn mit ihren Kindern.

Der Knabe war hofnungsvoll; seine Fähigkeiten entwickelten sich mit den Jahren, und seine Seele ward so schön, als der Bau seines Körpers; ohne Hochmuth, ohne Niederträchtigkeit war Erwins Seele — edel war er, und gut.

Frau von Berner hatte eine Tochter, die Celie hieß. Die Bildung eines irdischen Engels war Celiens Bildung. Mit Ver-

Verſtand verband ſie feines Gefühl, und Schönheit mit Herzensgüte. Man ſah Celien nicht, ohne ſie zu lieben, denn die ſanfte Ruhe der Tugend breitete ihre Zierde an ihrer Stirne aus, und ihre Wangen waren einem Roſentempel gleich, der der Eingezogenheit geweiht iſt. Celie, ganz geſchaffen zur Liebe, ſuchte ein Herz, das ihrer würdig war. Lieben, und geliebt werden, hielt ſie für das größte Glück der Welt. Sie dankte dem Himmel nur darum für ihre Schönheit, daß ſie durch ſelbe einem einzigen Sterblichen gefiel. Dieſer Sterbliche war Erwin. Celie liebte ihn — ohne Vorwürfe ihres Herzens liebte ſie ihn, denn Erwin war tugendhaft. Ihre Seele erröthete nicht bey dieſem Gedanken; ſie überließ ſich ganz ihrer Empfindung. Ich liebe ein tugendhaftes Weſen, ſagte Celie, meine Mutter ſtellte Erwin ſelbſt zum Muſter der Tugend ihrem Sohne vor, und keiner unſrer Diener ſpricht Erwins Namen aus, daß nicht eine Thräne der Liebe ſein Auge verläßt. O wie glücklich werde ich ſeyn, wenn auch Erwin mich liebt! Unſterbliche Gottheit! leite ſein Herz, und errege gleiche Gefühle in ſeinem Buſen! —

Ganz Natur, ganz Liebe war Celie. Sie hörte keine andere Stimme, als die Stimme ihres Herzens, und glaubte, daß nur Erwin für ſie geſchaffen ſey. Sie dachte nicht, daß Erwin arm, und ohne Unterſtützung war, und ſie wußte noch nicht, daß die edelſten Gaben der Seele in den Augen der Pracht verſchwinden. Erwin war auch ganz Leidenſchaft; ſein Herz hieng ganz an Celien; er glaubte ſich edler, er fühlte ſich gröſſer ſeit der Zeit, als er Celien liebte. Seine Ehrfurcht war ganz ſeiner Liebe gleich; ſein Blick war ſchüchtern; ſelten erhob ſich ſein Auge auf Celien; er zitterte, wenn er ſie anſah; er ward bleich, wenn ſie bey ihm vorübergieng, und erröthete, wenn ſie mit ihm ſprach; alles dieß ſagte Celien, wie ſehr Erwin ſie liebte. Herzen, die ſich lieben, verſtehen ſich leicht einander, ſo verſtanden ſich Celie und Erwin.

Celiens Mutter beſchäftigte ſich mit dem groſſen Gedanken, das Glück ihrer Celie zu machen. Sie ſpürte die aufkeimende Leidenſchaft zwiſchen Erwin und ihrer Tochter; allein ſie ſah ſie für unbedeutend an, und glaubte nicht, daß ein Mädchen, ſo reich, wie Celie war, einen armen Menſchen lieben könnte.

Erwin ward Offizier; ſein Beruf fo-
derte ſeine Entfernung, Celie weinte; aber
Gröſſe war in des Mädchens Seele, und
ein ſanftes Zulächeln ſagte Erwin, wie ſehr
ihm Celie gut war. Erwin hoffte, ganz
ihrer würdig, ſeine Celie wieder zu ſehen.
Dieſe Zeit durch will ich ganz ihre Liebe
verdienen, ſo ſagte ſich Erwin, und voll
edler Entſchließung verließ er die Stadt,
und eilte zu ſeinem Regimente. Ein ein-
ziger Kuß auf Celiens Hand war das Ge-
ſchenke, das Celie der Zärtlichkeit Erwins
machte. Ehrfurchtsvoll drückte er lange
dieſe Hand an ſeinen Mund, und ſein Herz
ſchien in dieſem Augenblicke ganz auf ſei-
nen Lippen zu ſeyn. Erwin war nun von
Celien entfernt; allein, Erwins Herz war
immer bey ſeiner Geliebten; ihr Bild folg-
te ihm unabläßig nach; ſie war bey ihm
im Gezelte, bey ihm in der Schlacht, und
Muth und Tapferkeit war in Erwins See-
le bey dem Gedanken ſeines Mädchens.
Wenn er, ermüdet vom Kampfe, auf dem
einſamen Hügel ſaß, und mit ſchaudern-
dem Blicke das weite Feld überſah, das
mit blutigen Leichen bedeckt war, wenn
Gram ſein Herz, und Elend ſeine Seele
folterte, ſo war die Erinnerung an Celien

Troſt für ſein Herz, und Labſal für ſeine Seele. Endlich kam Erwin wieder zurücke; an der Seite ſeines Oberſten, des tapfern Freyherrn von Moritz, ſah er das erſtemal ſeine Celie wieder. Sie ward die Zeit durch noch weit ſchöner, als ſie damals war, wie ſie Erwin verließ. Ihr Anſtand, ihr ungezwungenes Weſen, ihr holder Blick erhöhte ihre Reitze, und vermehrte noch mehr Erwins Leidenſchaft. Der Oberſte ſah das Mädchen, und ward in ſie verliebt; er hörte, daß Celie reich ſey, und ſchon war ſein Entſchluß gefaßt, ſie zu heurathen. Erwin mußte des Oberſten Vertrauter ſeyn, ihm entdeckte er ſeine Abſicht. Erwin zitterte; Todtenbläſſe überzog ſeine Wangen; er fühlte nun, wie tief Celie in ſeinem Herzen war. Einſam ſchlich er herum in traurigen melancholiſchen Orten, und Thränen, die er für Celien weinte, waren alles, was ihn tröſtete. Celie, ſo ſprach er oft mit ſich ſelbſt, wird in den Armen des Oberſten glücklich ſeyn, er iſt reich; er iſt angeſehen bey Hofe; was bin ich? — Ein armer Bettler — ohne Glück, dem Schickſale preisgegeben — der nichts beſitzt, als ein Herz, das Celien liebt.

Graf Moriz verſäumte keine Gelegenheit, Celiens Mutter zu ſprechen. Er entdeckte ihr ſeine Abſicht auf ihre Tochter, und die Mutter verſprach dem Oberſten Celiens Hand. Sie dankte dem Himmel in ihrem Herzen für dieſes unverhofte Glück. Der Freyherr von Moriz war Innhaber eines Regimets, und beſaß jährliche 40000 Gulden Einkünften.

Die Frau von Berner ließ ihre Tochter rufen, und eröffnete ihr, daß Moriz ſie heurathen wolle. Wie vom Donner getroffen, ſtand Celie da; die Roſen ihrer Wangen verblichen, und Thränen rollten auf den pochenden Buſen herunter. Celie liebte ihre Mutter, ſah ſie immer als ihre einzige Freundinn an, und eröffenete mit einer ſeltnen Offenherzigkeit ihre ganze Seele. Ich liebe Erwin, ſagte ſie; er iſt edel und gut; er liebt mich, und ohne ihm bin ich nicht glücklich. Die Frau von Berner ſah, wie ſehr Celie für Erwin fühlte. Sie wollte ihre Tochter nicht zur Verzweiflung treiben, und nahm nun ihre Zuflucht zur Verſtellung. Es iſt wahr, ſagte ſie, Erwin iſt edel; aber er iſt jung; weißt du wohl, ob er dir getreu iſt? — wir wollen

ihn

ihn prüfen, Tochter! und wenn er deiner würdig ist, so sollst du seine Hand haben.

Celie war nun ganz glücklich; ihr tückeloses Herz kannte die Verstellung nicht. O ich werde meinen Erwin besitzen, rief sie; denn seine Liebe hält jede Prüfung aus. Nach wenig Tagen kam Erwin zu Celiens Mutter. Braver Erwin! fieng die Frau von Berner an, lieber Sohn! den ich erzog, der so viel, als mein Sohn ist, ich habe eine einzige Bitte an dich, wirst du mir sie wohl abschlagen?

Erwin. O meine Mutter! wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn mein Leben diese Bitte wäre! wie gerne wollte ich es hingeben, um ihnen zu beweisen, wie sehr Erwin ihre Güte fühlt.

Fr.. v. Berner. Es ist nicht dein Leben, das ich begehre aber doch etwas, das du vielleicht am Werth deinem Leben gleich hältst. Gieb mir das wieder, was du mir genommen hast, gieb mir das Herz meiner Tochter wieder. Sie liebt dich, und würde unglücklich seyn. Die besten Heurathsanträge biethen sich an, — ich bitte dich, verlaß den Gedanken, sie zu besitzen, wenn du je Dankbarkeit für mich hast.

Er-

Erwin war ſtumm; Thränen waren ſeine Sprache. Ich will eine Antwort, ſagte die Frau von Berner, und nicht Thränen.

Erwin. Verzeihen Sie, liebe Mutter! den erſten Ausdrücken des Gefühles, der Schmerz behauptet ſeine Rechte, und läßt ſich nicht unterdrücken. O daß Celie glücklich ſeyn möchte! — glücklich — ſo wie ich es wünſche. Ich liebe ſie — ja! — ich liebe Celien mehr als mein Leben; aber ich werde nie die Pflicht der Dankbarkeit vergeſſen, die ich ihrer Mutter ſchuldig bin. Ich will Celien nicht mehr ſehen, aber nur das erlauben Sie mir, daß ich ſie noch beweinen darf.

Fr. v. B. Du biſt meiner ganzen Achtung würdig, Sohn! ſetze dich daher, und ſchreibe an Celien, daß du ſie nicht mehr liebſt, daß du eine andere anbetheſt.

Erwin. Ich ſoll ſchreiben, daß ich Celien nicht mehr liebe? — O nein! das kann ich nicht — das wäre eine Lüge, und Erwin hatte nie eine Lüge geſagt.

Fr. v. B. Schreib, wenn je das wahr iſt, deſſen du mich verſicherteſt.

Erwin. Ich kann nicht. — Ich ſwör' es Ihnen, ich will Celien nicht mehr

mehr ſehen; ich will dieſe Stadt verlaſſen; einſam den Tod in einem Winkel aufſuchen: aber ihr es ſagen, daß ich ſie nicht liebe — — das kann Erwin nicht.

F. v. B. So geh, Undankbarer! und vergiß alles, was du mir ſchuldig biſt. Störe die Ruhe einer Familie, die dich, wie ihr Kind aufnahm; raube die Tochter deiner Gutthäterinn, und triumphire über die Thränen, die ihre Mutter vergießen wird.

Erwin. Gott! wie ungerecht ſind Sie! der Himmel iſt ja mein Zeuge, wie ſehr ich gegen Sie Dankbarkeit fühle. Was habe ich Ihnen denn gethan? — Daß ich Celien liebe — iſt das ein Verbrechen? — Ich entſage ihr ja — —

Fr. v. B. Schreib!

Erwin. Gut! ſo ſetzen Sie den Brief auf. Schreiben Sie, was Sie wollen; — es iſt mein Todesurtheil; ich will es unterzeichnen.

Die Frau von Berner ſetzte ein Abſchiedsbillet an Celien auf; Erwin mußte es von Wort zu Wort abſchreiben. Er ſchrieb, ohne zu wiſſen was; jeden Buchſtaben verlöſchte wieder eine Thräne, und ſeine zitternde Hand zeichnete kaum ſeinen Na-

Namen mehr aus. Celie erhielt dieſes Billet, und ihre beleidigte Liebe wollte ſich nun an Erwin rächen; ſie entſchloß ſich, dem Oberſten ihre Hand zu geben. Oefters beſah ſie dieſes Billet. Die Hand zitterte, ſagte ſie, die dieſes ſchrieb; Thränen verlöſchten hier einige Buchſtaben — Erwin! — ſollteſt du wohl — aber wer gab mir es? Meine Mutter — ſie iſt zu edel — ſie wird mich nicht hintergehen. Erwin iſt treulos. Warum läßt er ſich nicht ſehen? Warum? Aber vielleicht kann er auch nicht — vielleicht — Gott im Himmel! was geht in meiner Seele vor! ich habs nun ausgeſprochen, daß ich Moritzen die Hand gebe — kann meinen Anſpruch nicht mehr zurückrufen — o was wird aus Celien werden! —

Der Tag zur Hochzeit war beſtimmt. Schon eilte Moritz an der Hand ſeiner Braut in die Kirche, ſchon war alles zu dieſem feſtlichen Auftritte bereitet. Erwin ſchlich ſich, mit einem ſchlechten Kittel bedeckt, unter das Volk, und ſah, wie man Celien zum Altar führte. Er beobachtete ſie genau. Traurig ſchien ihr Blick — umwölkt war ihre Stirne mit düſterm Gram — ihre Knie ſanken, als ſie an die Stufen

nen Erwin wieder finden, dort werden wir uns ungestört lieben können, dort sind keine Menschen, die uns trennen. Leben Sie wohl, und der Himmel gebe, daß Sie diesen Auftritt vergessen mögen — vergessen mögen, daß Sie eine Tochter hatten.

Ihre unglückliche Celie.

Als Moriz gründliche Nachricht von allem erhielt, wandte er alles an, um Celien zu überreden, das Kloster zu verlassen: allein ihr Entschluß war gefaßt; sie war unbeweglich. Sie verließ nie ihre Zelle mehr. Mit schwarzen Leichentüchern ward ihr ganzes Gemach umhangen; kein Stral der Sonne fiel mehr auf ihre abgehärmten Wangen. Eine düstere Lampe warf ihren traurigen Schein auf die Todtenbahre, in der sie lag — Nur Wasser und Brod war ihre Nahrung; der Schmerz war ihr Freund, und Thränen ihre Vertraute. Sie starb, und Erwin war ihr letztes Wort.

Die arme Frau von Berner verlebte die unglücklichsten Tage weit entfernt in einer einsamen Gegend. Da übersah sie oft mit düsterer Schwermuth die glücklichen Tage, die sie hätte verleben können, wenn sie nicht ihre Tochter ihrem Eigennutze aufgeopfert hätte.

Nach

Nach Celiens Tod fand man verſchiedene Trauerlieder auf ihrer Zelle, und ihre Freundinnen ſingen ſie noch oft bey mondhellen Nächten auf Celiens Grab.

In der Nacht des Grabs herrſcht Wonne,
Wonne in des Todes Schooß.
Menſchen! unter dieſer Sonne
Iſt nur Elend euer Loos.
Sinkt ſie gleich zum Grabe nieder,
Trauert nicht um Celien;
Celie, die ſtarb, um wieder
Ihren Erwin dort zu ſeh'n.

Grundſätze und Erfahrungen zur vorigen Geſchichte.

Vergeblich würde man den Menſchen ſagen: wenn ihr gewollt hättet, ſo würde die Liebe euer gröſstes Glück ausmachen, ſo wie ſie itzt euer Unglück iſt; ſie würde eure übrigen Uebel lindern, ſtatt ſie zu vermehren, und der Segen der ganzen Natur ſeyn, ſtatt deſſen ſie der Tyrann derſelben iſt.

Die Liebe war nie die Urſache eines Uebels in der Welt, aber der Mißbrauch der Liebe; man hat den Balſam des Lebens in Gift verwandelt, ihm ſeine Aufrichtig-

keit, Einfachheit, seine Freyheit benommen, die sein Wesen bezeichnete.

Es giebt sehr wenig Menschen, die ein Herz haben, das wahrer Liebe fähig ist. Zu wahrer Liebe gehört eine sehr reine Seele, empfänglich wahren Gefühles.

Bey uns ist die Liebe nichts mehr als eine Krankheit, und zwar manchmal die gefährlichste von allen. Sie war bey den Römern und Griechen auch nicht viel mehr: nur hatten sie geschicktere Aerzte; diese wußten sich des Paroxismus des Kranken zum Wohl des Staats zu bedienen.

Wahre Liebe ist das Glück des Lebens; sie lindert den Schmerz, und verdoppelt das Vergnügen; macht die Tugend liebenswürdiger, ist das Bedürfniß schöner Seelen, und die Simpathie der ganzen Natur: allein diese Liebe findet man nur mehr in Büchern; auch wird sie in Opern gesungen, aber wir hören sie bloß singen, und haben es dahin gebracht, daß es beym Singen bleibt.

Unter Tausenden ist kaum eine Seele, die der Liebe fähig ist. Das, was wir Liebe nennen, ist Entweihung dieses Namens, ist nicht Liebe, es ist Sinnlichkeit, thierischer Trieb, eigennützige Selbstliebe.

Nur

Nur Engel lieben ſich, und Menſchenſeelen, die auf der Stuffenfolge der Weſen den Engeln am nächſten ſind.

Der Menſch eilte erdichteten Hirngeſpinſten nach, und verließ die Einfalt der Natur; bezeichnete ihre Grenzen, ſchmachtet an Ketten der Vorurtheile, die er ſich ſelbſt ſchmiedete, und wird ſein eigener Henker, und der Henker anderer.

Die Liebe hat viel Unheil in der Welt angerichtet, denn ſie iſt die heftigſte der Leidenſchaften, und die Menſchen wußten ihr nicht zu begegnen.

Die Stuffen der Liebe ſind ſo, wie die einer jeden Leidenſchaft, ſehr verſchieden. Sie ſteigt von der erſten Wunde, die die Eigenſchaft der geliebten Perſon dem Herzen des Liebenden verſetzte, oft langſamer, oft ſchneller von Stuffe zu Stuffe; die höchſte derſelben wird um ſo nachtheiliger, je höher ſie iſt.

Wahnwitz, Raſerey, Selbſtmord ſind oft die Folgen einer unglücklichen Liebe; Hofnungsloſigkeit und Gram führen den Menſchen dahin.

Man muß wahrhaft verliebte Perſonen, wenn man ſie nicht ganz verderben will, wie Kranke behandeln. Die Heilungs-

art, die man bisher in der Welt anwendete, um Menschen von der Liebe zu heilen, war die ungeschickteste.

Du sollst mir diesen oder jenen nicht lieben, sagt der Vater: daß heißt so viel, als einem Kranken sagen, ich will nicht, daß du heute das Fieber haben sollst, und der Kranke antwortet: nun ja, ich will das Fieber nicht haben, und stirbt im Paroxismus.

Man muß die Menschen als Menschen betrachten, und wissen, wie die Leidenschaften auf die Seele, wie sie auf den Körper wirken, dann kann man den Kranken zur Genesung bringen.

Die Leidenschaften lassen sich nicht wechseln, wie die Kleider.

Gewalt und Furcht sind die ungeschicktesten Mittel, den Menschen von dieser Leidenschaft zu befreyen, denn die Leidenschaft der Liebe ist eine Seelenkrankheit, die ihre Stärke durch unsere Einbildung erhält, und wie mehr diese gereitzt wird, desto heftiger wird die Leidenschaft. Daher kömmt es, daß die Liebe so erfinderisch ist, alle Hindernisse zu übersteigen. Die Seele einer wahrhaft verliebten Person ist nur mit dem Bilde ihres geliebten Gegenstandes

des beſchäftigt; ihre Ideen fixiren ſich nur auf ſelben.

Väter! die ihr Kinder habt, und wenn dieſe eure Kinder lieben, und ſolche Perſonen unglücklicher Weiſe lieben, daß ihr aus vernünftigen Gründen ihre Liebe nicht billigen könnet, ſo ſuchet mit Klugheit eure Kinder von dieſer Leidenſchaft zu befreyen, denn ſonſt werdet ihr abſcheuliches Unheil in der Menſchheit anrichten. Ich will euch die Wege zeigen, wie ihr eure Kinder zurückführen könnt. Meine Mittel gründen ſich in der Natur, in der Weſenheit der Sache.

Vor allen ſuchet von Jugend auf die erſten Freunde eurer Kinder zu ſeyn. Wenn ſie euch was anvertrauen, mißbrauchet ihr Vertrauen nicht. Wenn der Vater, oder die Mutter die erſten Vertrauen der aufkeimenden Leidenſchaft ihrer Tochter ſind, alsdann iſt die Leidenſchaft leicht im Keime zu erſticken, wenn ſie unedel wäre. Allein ſehr wenige Aeltern ſind die Freunde ihrer Kinder, und dieſes iſt der erſte und größte Fehler.

Ohne Urſache liebt kein Menſch. Die erſte Urſache der Liebe ſind entweders körperliche Reitze, oder gewiſſe Vorſtellungen

eines geistigen Vergnügens, das wir aus dem wirklichen oder eingebildeten Karakter einer Person wahrnehmen, oder wahrzunehmen glauben.

Diese erste Ursache ist die Quelle blosser, sinnlicher Liebe; die zweyte die Quelle einer edlern.

Bloß sinnliche Liebe führt den Menschen zur Ausschweifung; sie zeugt Wohllüstlinge und Messalinen. Die zweyte aber ist gefährlicher; sie erzeugt verliebte Schwärmerey, die, wenn sie Hindernisse findet, leicht in Wahnwitz und Raserey übergehen kann.

Bloß sinnliche Liebe wird sich nie in edlere verwandeln; aber edlere Liebe kann sich zur bloß sinnlichern Liebe herabsetzen.

Wenn deine Tochter oder dein Sohn liebt, guter Vater! so sey aufmerksam, ob Sinnlichkeit, oder höheres Gefühl die Ursache dieser Liebe ist: ist es Sinnlichkeit, so kannst du ein wohlerzogenes Kind bald zurückführen; auch hier, wenn Ausschweifung und Liederlichkeit sich einmischen würden, kannst du Härte und Schärfe gebrauchen. Liebt aber dein Sohn oder deine Tochter mit edlerem Gefühle, und der Gegenstand dieser Liebe ist so, daß Vernunft

und Klugheit dieſe Liebe nicht geſtatten können, ſo ſey behutſam, oder dein Kind iſt verloren. In dieſen Falle ſtudire den Karakter deiner Kinder, und den des geliebten Gegenſtands; erfahre, welche die wahre Urſache der Entſtehung dieſer Liebe ſeyn mag.

Oft liebt eine Perſon, weil ſie eine gewiſſe Vollkommenheit in einer andern wahrzunehmen glaubt, da doch die Perſon dieſe Vollkommenheit nicht hat, und dieſe Liebe iſt Liebe der Einbildung. Sie verſchwindet, ſobald man die liebende Perſon überzeugen kann, daß ſie ſich betrügt; allein dieſe Ueberzeugung muß mit Gelindigkeit, mit Klugheit geſchehen. Iſt die Vollkommenheit aber wirklich in der Perſon, und iſt die Vorſtellung, die wir uns von ſelbſt machen, keine Täuſchung unſrer Einbildungskraft, ſondern Wirklichkeit, dann kettet die Liebe die Menſchen feſt aneinander, und hier, wenn die Trennung nothwendig iſt, iſt ſie äuſſerſt hart.

In dieſen Fällen muß man Menſchen zu heilen ſuchen, wie Kranke. Gelindigkeit und Sanftmuth müſſen die erſten Verſuche ſeyn. Man muß dem Liebenden Zerſtreuung verſchaffen, ohne daß er es weiß, warum;

warum; alle Mittel anwenden, ihn von Einſamkeit abzuhalten. Kleine Reiſen, abwechſelnde Beſchäftigungen ſind auch im Stande, ſolche Wunden durch lange Zeit zu heilen: allein die Kurart iſt doch immer gefährlich. Oft ſcheint die Wunde geheilt zu ſeyn, und das Gift frißt tief im Eingeweide umher. Wie ſchwächer in dieſem Falle ein Menſch iſt, wie edler und gefühlvoller er erzogen iſt, deſto gefährlicher iſt ſein Zuſtand.

So war Erwin, ſo war Celie. Naſerey iſt der Einfall der Aeltern, wenn ſie ihre Kinder wider ihren Willen zwingen, ſich zu verheurathen; die Folgen ſind oft die traurigſten.

Wäre Moriz an Celiens Seite wohl glücklich geweſen? — O gewiß nicht! ihre Liebe für Erwin war nie erloſchen; ſie ſchlummerte nur, und wäre über kurz oder lang in ihrem Buſen erwacht. O dann — welche trübe Wolken hätte jeder Tag über Moriz Scheitel gewehet! — wie unglücklich wäre Celie geweſen! wie unglücklich vielleicht ihre Kinder!

O Aeltern! ſcherzet nicht über dieſen Punkt; es hangt die Glückſeligkeit ſo vieler Menſchen davon ab.

Frey-

Freylich in unſern Tagen haben wir von der Schwärmerey edler Liebe nicht viel zu beſorgen. Das Geiſtige nimmt ab, das Materielle zu, und der höchſte Grad geſpannter Liebe iſt bey den meiſten der höchſte Grad der Sinnlichkeit.

Somar.

In Creta wars, wo Friede und Unſchuld in jenen Gegenden wohnten; wo prachtloſe Hütten die Hügel zierten, die ſich am Ufer des Meeres erhoben. In dieſer glücklichen Gegend lebte Samada, der weiſeſte der Sterblichen. Er war tugendhaft; in ſeinen Augen hatte die Pracht keinen Werth, der Reichthum verdiente keine Schätzung. Er kannte die Nichtigkeit menſchlicher Gröſſe, und zog die Geſchenke der Einfalt der Natur dem Pompe der Höfe vor. Er verließ die prächtigen Paläſte von Cretas Königen, und verweinte ſeine Tage auf dem einſamen Lande über den Verluſt der zärtlichſten der Gattinnen.

Er hatte einen Sohn; dieſes war alles, was ihm ſeine Geliebte hinterließ; dieſer war ſeine Hofnung, ſeine Freude. Mit unnennbarer Herzenswonne ſah Samada das aufkeimende Kind, ſah die Tugend blühen in ſeiner unſchuldigen, theilnehmenden Seele. Sieh, mein Sohn! ſagte Samada, ſieh dieſe niedrigen Hütten, die da um uns her liegen; der Stolz würdigt ſeine Blicke nicht vom prachtvollen Throne auf ſie herab. Unglückliche Menſchen ſind ihre Bewohner, die gedrückt unter der Laſt ihrer Armuth ſeufzen. Die Götter, Somar! haben uns mit Gütern überhäuft, und ſie geben uns die Geſchenke des Glückes, um wohl zu thun.

So ſprach Samada, und dieſe rührenden Worte drangen in das Innerſte von Somars Seele. Thränen netzten ſein Auge, und erhöhten die Schönheit ſeiner Wangen, darauf ſich Unſchuld und Güte abzeichneten.

Somars einzige Beſchäftigung war wohl zu thun, in jedem Thale ertönte Samadas Name, und bey dem Dankgebete, den der Elende auf einem Grashügel bauete, ward der gutthätige Samar genannt. Vergnügen war ſo rein, wie ſeine Seele. Oft

ſpielte

ſpielte er unter Roſengebüſchen auf ſeiner Laute, und beſang die Schönheiten der Natur, das Glück des Gerechten, der ſeine wohlthätige Hand gegen den Unglücklichen ausſtreckt. Obwohl Somar am Hofe erzogen war, ſo war ihm doch die Natur viel reitzender, als die Pracht. Er liebte ländliche Unterhaltungen, weidete oft mit den Schäfern die Heerden ſeines Vaters, und freute ſich in den grasvollen Thälern am kühlenden Bache an der Seite des frommen Landmanns. Da ſtützte er ſein Haupt auf die ermüdeten Schultern des Arbeiters, und die Thränen, die aus ſeinen Augen floſſen, verriethen ſein Herz, wie ſehr ſelbes den Werth der Niedrigen fühlte.

Somar war in dem Alter, in dem die meiſten der Menſchen, verdorben durch die anſteckende Luft der Städte, das Opfer ihrer Leidenſchaften werden. Unvermerkt ward er traurig und nachdenkend; dicke Wolken der Schwermuth deckten ſeine ſonſt heitere Stirne; kaum erſchien die Morgenröthe am Himmel, ſo entfernte ſich ſchon Somar von dem Hauſe ſeines Vaters, und kam oft erſt wieder zurück, als die Sonne ſchon hinter den Bergen war.

Samada beobachtete genau ſeinen Sohn. Somar ſeufzte, und traurig ſchlug er ſeine Augen in Boden. Somar war nicht mehr ſo zärtlich, nicht mehr ſo zutrauend gegen Samada, wie er ſonſt war. Samada beunruhigte ſich; aber bald verſchwand die Unruhe wieder aus ſeiner Seele, da er über Somars Herz nachdachte. Er flieht mich, ſo ſagte er zu ſich ſelbſt, er iſt zurückhaltend, das Joch der Leidenſchaften wird ſeine Seele drücken. Ich will ihm die Geheimniſſe ſeines Herzens nicht abzulocken ſuchen; er wird ſein Unglück bald fühlen, wie nothwendig ihm ein Freund iſt. Ich kenne meinen Sohn; er wird in meine Arme eilen, denn wo findet er einen zärtlichen Freund, als an Samada?

Es wurde Abend; die Heerden verlieſſen die Weide, und eilten zurück ins Dorf. Der ermüdete Ackersmann gieng ſeiner Hütte zu, und ſehnte ſich nach den Armen der Ruhe: aber Samada ſah ſeinen Sohn noch nicht. Zärtliche Sorgfalt marterte Samadas Seele; unruhig ſaß er unter der Linde, die ſeine Bruſt umſchattete, und dachte an ſeinen Sohn. Es ward dunkler; allgemach breitete ſich der Schleyer der Nacht über die Gegend; da kam Somar. Haſtig

ſtig eilte er herbey, und fiel mit ausgeſtreckten Armen um Samadas Hals. Röthe malte ſeine Wangen; er nahm die Hand ſeines Vaters in die ſeinige, Thränen netzten ſein Auge; er drückte ſie an ſeine Lippen.

Samada war gerührt. O mein Sohn! fieng er an, bin ich deines Zutrauens nicht mehr würdig? — Bey dieſen Worten fiel Somar zu ſeines Vaters Füſſen, und Seufzer erſtickten ſeine Stimme. O mein Vater! ſchrie er auf, wie unglücklich bin ich nicht? — Cleone wird nie die meine ſeyn, Setas iſt ihr Geliebter — ihr Gemahl. Samada tröſtete ſeinen Sohn, und ſuchte, daß er das Geheimniß ſeines Herzens in ſeinen Buſen goß. Sie ſetzten ſich auf einen Grashügel, und die Sterne leuchteten freundlich vom Himmel herab, als Somar ſo anfieng:

Ich liebe. — Ich liebe Polemons Tochter; Cleone iſt ihr Name. Tugendhaft iſt ſie, und ſchön. Sie fürchtet die Götter, und Cleone iſt das einzige Mädchen, das mich glücklich machen könnte.

Ich hörte öfters, erwiederte Samada, von Polemon ſprechen. Er ſoll gutthätig ſeyn, denn das Unglück und die Armuth

Er hatte einen Sohn; dieſes war alles, was ihm ſeine Geliebte hinterließ; dieſer war ſeine Hofnung, ſeine Freude. Mit unnennbarer Herzenswonne ſah Samada das aufkeimende Kind, ſah die Tugend blühen in ſeiner unſchuldigen, theilnehmenden Seele. Sieh, mein Sohn! ſagte Samada, ſieh dieſe niedrigen Hütten, die da um uns her liegen; der Stolz würdigt ſeine Blicke nicht vom prachtvollen Throne auf ſie herab. Unglückliche Menſchen ſind ihre Bewohner, die gedrückt unter der Laſt ihrer Armuth ſeufzen. Die Götter, Somar! haben uns mit Gütern überhäuft, und ſie geben uns die Geſchenke des Glückes, um wohl zu thun.

So ſprach Samada, und dieſe rührenden Worte drangen in das Innerſte von Somars Seele. Thränen netzten ſein Auge, und erhöhten die Schönheit ſeiner Wangen, darauf ſich Unſchuld und Güte abzeichneten.

Somars einzige Beſchäftigung war wohl zu thun, in jedem Thale ertönte Samadas Name, und bey dem Dankaltare, den der Elende auf einem Grashügel bauete, ward der gutthätige Samar genannt. Vergnügen war ſo rein, wie ſeine Seele. Oft

ſpielte

ſpielte er unter Roſengebüſchen auf ſeiner Laute, und beſang die Schönheiten der Natur, das Glück des Gerechten, der ſeine wohlthätige Hand gegen den Unglücklichen ausſtreckt. Obwohl Somar am Hofe erzogen war, ſo war ihm doch die Natur viel reitzender, als die Pracht. Er liebte ländliche Unterhaltungen, weidete oft mit den Schäfern die Heerden ſeines Vaters, und freute ſich in den grasvollen Thälern am kühlenden Bache an der Seite des frommen Landmanns. Da ſtützte er ſein Haupt auf die ermüdeten Schultern des Arbeiters, und die Thränen, die aus ſeinen Augen floſſen, verriethen ſein Herz, wie ſehr ſelbes den Werth der Niedrigen fühlte.

Somar war in dem Alter, in dem die meiſten der Menſchen, verdorben durch die anſteckende Luft der Städte, das Opfer ihrer Leidenſchaften werden. Unvermerkt ward er traurig und nachdenkend; dicke Wolken der Schwermuth deckten ſeine ſonſt heitere Stirne; kaum erſchien die Morgenröthe am Himmel, ſo entfernte ſich ſchon Somar von dem Hauſe ſeines Vaters, und kam oft erſt wieder zurück, als die Sonne ſchon hinter den Bergen war.

Samada beobachtete genau seinen Sohn. Somar seufzte, und traurig schlug er seine Augen in Boden. Somar war nicht mehr so zärtlich, nicht mehr so zutrauend gegen Samada, wie er sonst war. Samada beunruhigte sich; aber bald verschwand die Unruhe wieder aus seiner Seele, da er über Somars Herz nachdachte. Er flieht mich, so sagte er zu sich selbst, er ist zurückhaltend, das Joch der Leidenschaften wird seine Seele drücken. Ich will ihm die Geheimnisse seines Herzens nicht abzulocken suchen; er wird sein Unglück bald fühlen, wie nothwendig ihm ein Freund ist. Ich kenne meinen Sohn; er wird in meine Arme eilen, denn wo findet er einen zärtlichen Freund, als an Samada?

Es wurde Abend; die Heerden verliessen die Weide, und eilten zurück ins Dorf. Der ermüdete Ackersmann gieng seiner Hütte zu, und sehnte sich nach den Armen der Ruhe: aber Samada sah seinen Sohn noch nicht. Zärtliche Sorgfalt marterte Samadas Seele; unruhig saß er unter der Linde, die seine Brust umschattete, und dachte an seinen Sohn. Es ward dunkler; allgemach breitete sich der Schleyer der Nacht über die Gegend; da kam Somar. Hastig

ſtig eilte er herbey, und fiel mit ausgeſtreckten Armen um Samadas Hals. Röthe malte ſeine Wangen; er nahm die Hand ſeines Vaters in die ſeinige, Thränen netzten ſein Auge; er drückte ſie an ſeine Lippen.

Samada war gerührt. O mein Sohn! fieng er an, bin ich deines Zutrauens nicht mehr würdig? — Bey dieſen Worten fiel Somar zu ſeines Vaters Füſſen, und Seufzer erſtickten ſeine Stimme. O mein Vater! ſchrie er auf, wie unglücklich bin ich nicht? — Cleone wird nie die meine ſeyn, Setas iſt ihr Geliebter — ihr Gemahl. Samada tröſtete ſeinen Sohn, und ſuchte, daß er das Geheimniß ſeines Herzens in ſeinen Buſen goß. Sie ſetzten ſich auf einen Grashügel, und die Sterne leuchteten freundlich vom Himmel herab, als Somar ſo anfieng:

Ich liebe. — Ich liebe Polemons Tochter; Cleone iſt ihr Name. Tugendhaft iſt ſie, und ſchön. Sie fürchtet die Götter, und Cleone iſt das einzige Mädchen, das mich glücklich machen könnte.

Ich hörte öfters, erwiederte Samada, von Polemon ſprechen. Er ſoll gutthätig ſeyn, denn das Unglück und die Armuth

ſpricht von Polemon: aber ſag mir, Sohn! wie wardſt du mit Cleonen bekannt?

Ich verirrte mich eines Tages dort in den weiten Fluren, und gieng, in Gedanken vertieft, weit in die Thäler hinunter, die dort unterhalb dem Gebirge liegen. Am Geſtade eines Baches ſaß das herrlichſte Mädchen; Cleone ſaß da. Traurig war ihr Blick, und eine Thräne nach der andern floß aus ihrem Auge in die Quelle hinunter. Mitleid fühlte ich im Herzen; ich näherte mich dem Kinde, ſah es an, und weinte mit. Junges Mädchen! ſagte ich dazu, warum weinſt du? Weine nicht, denn deine Thräne lockt auch die meinige aus dem Auge. Götter! erwiederte Cleone, ich bin ſehr unglücklich. Es ſind 12 Jahre, daß mein Vater Polemon ſeine ganze Familie verließ, und ſeit der Zeit in der weiten Welt herumwanderte. Da, als Polemon uns verließ, war ich noch ſehr klein. Ich wußte noch nicht, was es heißt, einen Vater verlieren; aber itzt fühle ich den Verluſt. Meine Mutter weint täglich um Polemon, und erſt geſtern ſagte ſie mir, Cleone! vielleicht haben die Wellen des Meeres deinen Vater verſchlungen, oder vielleicht verſchmachtete er in einer ſandigten Einöde.

Ich

Ich weinte mit Cleonen, aber Cleone weinte heftiger, als ſie mich weinen ſah. Ich verließ ſie, kam wieder, theilte mit ihr ihren Kummer, machte ihren Gram zu meinem Gram; ich war glücklich, wenn ich Cleonen ſah; unglücklich, wenn ich ſie vermißte. Täglich beſuchte ich dieſe Gegend, wo ich ſie zum erſtenmal ſah. Die Stunden verſchwanden mir zu ſchnell an ihrer Seite, die Sterne ſteigen zu frühe für mich am Himmel, wenn ich bey dieſem Mädchen bin. Meine Sorge rührte Cleonen. Guter Junge! ſagte ſie mit jüngſt, leichter wird mein Kummer, leichter meine Sorge, wenn du bey mir biſt. O theuerſter Vater! könnte ich dir ſagen, mit welcher Zärtlichkeit mir Cleone von ihrer Mutter ſprach! ihre Ungezwungenheit, ihre Innigkeit — alles — alles entzückte mich an Cleonen. Ich kann ohne dieſem Mädchen nicht mehr leben. Ich ſagte es ihr; eine ſanfte Röthe deckte bey meinem Geſtändniſſe ihre Wangen; ſie ſah mich an, und drückte mir ſanft die Hände. Heute, mein Vater! wollte ich Cleonen wieder ſehen; aber — Gott im Himmel! was ſah ich! — Ihre Augen ſchwammen in Thränen, ihre Haare waren zerſtreut, Bläſſe deckte

ihre

ihre Wangen, Verzweiflung war an ihrer Stirne. Cleone! Cleone! rief ich, was iſt dir begegnet! — ich muß dich verlaſſen, ſagte Cleone; ich liebe dich ja, ich liebe dich; aber Setas ſoll mein Gemahl ſeyn. Mein Vater beſtimmte mir ihn. Dein Vater wollte es ſo, ſagte mir meine Mutter, und ſein Wille iſt mir immer heilig. Wir müſſen uns verlaſſen, Geliebter! ſo ſagte ſie, und heiß war die Thräne wie Glut, die meine eiskalten Lippen ihr von der Wange küßten, die ſie herabfloß. Cleone verließ mich, ich wollte ihr nach, aber meine Kräfte wichen; ich konnte ihr nicht folgen. Cleone, o mein Vater! iſt für mich auf immer verloren! tröſte dich, ſagte Samada, ich bin dein Freund, dein Vater. Ich nehme Antheil an deinem Kummer, und will dir rathen. Ich verwerfe deine Liebe nicht, denn ſie gründet ſich auf Unſchuld und Tugend. Cleone muß ein gutes Mädchen ſeyn. Folge meinem Rathe! geh Morgen zu ihrer Mutter; eröffne ihr dein ganzes Herz; ſag ihr, wie ſehr du Cleonen liebſt, wie ſehr ſie dich wieder liebt, und ſie wird Cleonen nicht zwingen, ihre Hand dem Setas zu geben, wenn ſie ja ihre Tochter

liebt.

liebt. Ich will auch ſelbſt zu ihrer Mutter, und für dich und Cleone ſprechen — glaub mir, wenn es der Götter Wille iſt, du wirſt nicht unglücklich ſeyn, Somar!

O ja, mein Vater! erwiederte Somar, ich will mich zu ihren Füſſen werfen; ſie wird Cleonen nicht unglücklich machen; ſie wird mich nicht von ſich ſtoſſen, meine Thränen werden ſie rühren, und Cleone wird mein ſeyn. O geliebtes Mädchen! wie glücklich werde ich an deiner Seite ſeyn! O beſter Vater! Dich zu lieben, Dir deine Tage angenehm zu machen, wird die Beſchäftigung unſers ganzen Lebens ſeyn.

Mit Ungeduld erwartete Somar die Morgenröthe, Hoffnung und Furcht war in ſeiner Seele. Schlaflos lag er auf ſeinem Ruhebette, und erwartete das Frühgeſang der Morgenlerche. Der Tag grauete an den Gipfeln der Berge, die Nacht floh in die ſchwarzen Thäler hinunter; Somar durchlief ſchon die Fluren, und der Fußſteig, den er antrat, führte ihn bis ans Ufer des Meers. Da verweilte er, und betrachtete das majeſtätiſche Bild der aufgehenden Sonne. Er ſah die Tauſende der Stralen, die auf dem Waſſer funkelten, ange-

nehm säuselte die Luft von der weiten Fläche her, und das reinste Feuer zitterte auf jeder sich bewegenden Woge.

Noch war Somars Blick mit dieser herrlichen Szene beschäftigt, als er verschiedene Stücke eines gescheiterten Schiffes am Ufer sah. Ein Unglücklicher rang mit den Wellen und dem Tode, und hatte keine andere Stütze, als einen zertrümmerten Mastbaum, um den sich seine schwachen Arme schlangen. Somar sah ihn, und ohne sich viel zu besinnen, sprang er in die Fluth, und rettete den Unglücklichen. Somar sah keine Gefahr: die Hoffnung einen Menschen zu retten, übertäubte die Stimme der Selbsterhaltung; er brachte den armen Greisen ins Trockne, und die Götter segneten sein Unternehmen. Der Mann hatte ein sehr ehrwürdiges Ansehen; die Gefahr des Todes verdrang die Heiterkeit seiner Seele nicht; sein Blick war sanft, und Größe lag in den Furchen, die das Alter in seine Stirne grub. Er umarmte seinen Erretter. Junger Mann! sagte er, daß die Götter deine Tugend belohnen möchten! — dann sah er um sich, und Freudenthränen weinte sein Auge. Ich sehe dich endlich wieder, liebes Vaterland! sehe dich wie-

wieder, geliebtes Creta! wo der weise Minos seine Gesetze gab; dort sehe ich den hohen Gipfel des Ida, wo Jupiter erzogen ward.

Somar theilte die Freude mit dem Fremden, und sein Herz, ohne zu wissen, warum, nahm wärmsten Antheil an jedem Worte, das er aussprach. Somar vergaß selbst in diesem Augenblicke die Liebe, und ihn beschäftigte nichts als die Gastfreyheit. O komm, würdiger Greis! sagte Somar, komm in die Hütte meines Vaters, sie ist nicht weit von hier; komm, und ruhe aus! der Alte stützte sich auf Somars Schultern, und Somar führte ihn seiner Wohnung zu.

Samada sah seinen Sohn mit einem Fremdlinge zurückkehren; er eilte ihnen entgegen, und vernahm, wie Somar den Greisen dem nahen Verderben entzog. Freude strömte aus Samadas Auge. Wenn du Vater bist, sagte er zu dem Fremden, so nimm Theil an meiner Freude; der Jüngling, der dich rettete, ist mein Sohn.

Der Fremde wurde in Samadas Wohnung geführt. Die Diener erwarteten ihn, reine Kleider wurden ihm gegeben, und erfrischende Früchte zur Labung. O meine

Freunde! so sprach der Alte, wie glücklich bin ich doch wieder! o mit welcher Wonne werde ich meine Gattinn, meine Tochter wieder umarmen. Ich Thörichter! das Glück war in meiner Hütte, und ich wollte es unter einem fremden Himmelsstriche suchen.

Diese Worte erweckten Samadas Neugierde; er drang in den Fremden, daß er ihm seine Lebensgeschichte erzählen möchte, und der Greis weigerte sich auch nicht. Ich bin, so fuhr er fort, in Creta gebohren. In seliger Ruhe pflügte ich den Strich Landes, den mir mein Vater hinterließ. Eine Gattinn, die schön, und tugendhaft war, versüßte mir die Freuden des Lebens; eine Tochter, die nur erst meinen Namen stammelte, war die Wonne meiner Tage. Ich war gut, und theilte den Reichthum, den mir mein Vater hinterließ, mit den Armen; allein bey alledem war ich doch nicht glücklich, denn mir fehlte die Weisheit. Eine heftige Unruhe marterte meinen Geist; eitle Wünsche erfüllten meine Seele, und ich schuf mir Schattenbilder einer glänzenden Zukunft. Einst wandelte ich am Ufer des Meeres; meine Einbildung erhitzte sich bey dem Anblicke der groſ-

sen

sen Gebäude, die da auf den Wogen daherschwammen. Ich sagte zu mir selbst: was will diese kleine Insel gegen den Raum der grossen Welt sagen? Dieses Erdrund ist mit tausend Völkern belebt: ich wollte sie kennen lernen, und entschloß mich zu reisen. Vergebens flossen die Thränen meiner Gattinn; vergebens streckte mein Kind seine kleinen Arme nach mir aus. Bald dacht' ich sie wieder zu sehen, und vertraute mich der Untreue der Wellen; aber bald sah ich meine Thorheit ein; sah, daß das Menschenglück nur in unserm Herzen liegt, und daß nur Einfalt und Natur es uns geben können. Ich lernte durch traurige Erfahrungen die Menschen kennen, und beweinte meine Thorheit. Ich eilte zurück; aber an Cretas Ufern scheiterte mein Schiff, und ohne dich, guter Jüngling! würde ich nie den Boden meines Vaterlandes wieder betreten haben. Ich sah die Welt, und war unter Tausenden von Menschen, wie auf einer Insel; niemand nahm Antheil an meinem Schicksale. Hätte die Parce je den Faden meines Lebens abgeschnitten, so hätte keine freundschäftliche Hand mein Auge geschlossen; keine Thräne eines Freundes hätte meinen Grabhügel genetzt. Noch

erinnere ich mich des traurigen Tages meiner Abreiſe; noch ſehe ich die unſchuldigen Liebkoſungen meines Kindes; noch ſehe ich die Thräne, die auf der blaſſen Wange meiner Gattinn zitterte, und die mir alles vorher ſagte, was ich Kurzſichtiger nicht einſah. O meine Freunde! wie viele Vorwürfe hat ſich mein Herz nicht über ſeine Unbeſonnenheit gemacht! habt ihr nie von Polemon reden gehört? Kennt ihr Cleone, meine Tochter nicht?

Du biſt Polemon? rief Somar auch du Polemon, Cleonens Vater — der Vater meiner Cleone! — — Samada lächelte, und erzählte dem alten Polemon Somars Liebesgeſchichte. Polemon weinte, als er von dem zärtlichen Gefühle ſeiner Tochter ſprechen hörte; aber bald breitete ſich ein tiefer Ernſt auf ſeiner Stirne aus; er ſchien tiefſinnig zu ſeyn, ſein Geiſt arbeitete, verſenkt in Gedanken; er nahm Somars Hand; mein Freund! ſagte er, ich bin dir das Leben ſchuldig; nie werde ich es vergeſſen, nie werde ich mich der Schuld entledigen können, die ich gegen dich habe; aber du kenneſt die Tugend, du weißt, daß ſie auch Aufopferung fodert; höre mich, und ſey mein Richter.

Somar

Somar hörte; sein Herz zitterte, und heftig pochte es in seinem Busen. Setas, so setzte Polemon seine Rede fort, ist mein Freund. Von der ersten Kindheit an ward er mit mir erzogen; allein der Erdtheil, der sein war, war unbedeutend. Er war arm, und hatte viele Kinder. Am Rande des Grabes habe ich meine Tochter einem seiner Söhne versprochen, und er dankte mir noch mit einem feurigen Kuße, ehe er starb. Sein Sohn wird nun erwachsen seyn; kann ich wohl mein Wort brechen? — Urtheilt, ich bitte euch, und bedauert mich.

Samada schwieg, und Somar sah zur Erde. Scharlachröthe deckte seine Wangen, und sein Herz schlug so heftig, daß sich das Kleid bewegte, das um Somars Busen hieng. Polemon wandte seinen Blick von dem Leidenden ab, und man sah, daß seine Seele nicht minder unruhig war.

Mit Ungeduld verließ Polemon Samadas Haus, und konnte kaum den Augenblick mehr erwarten, seine Familie wieder zu sehen. Komm mit mir, mein Freund! sagte er zu Somar, sey mein Führer, und horche auf die Stimme der Tugend; diese ist dir werth, denn dein Herz gab schon

Be-

Beweiſe wie hoch du ſie achteſt. Somar folgte dem alten Polemon, und ſie ſtiegen bereits den Hügel hinunter, hinter welchem Polemons Wohnung lag. Somar hatte ſeinen Blick zur Erde geheftet, und dachte über Polemons Worte nach. Liebe und Tugend kämpften in ſeiner leidenden Seele. Bald bewunderte er Polemons Güte; bald aber trat Verzweiflung wieder in ſein Herz, wenn er das Ideal ſeiner Glückſeligkeit überdachte, die er an Cleonens Seite zu genießen hoffte. Sein Muth ſank bey dieſem Gedanken; ſein Herz hörte keine andere Stimme mehr, als die Stimme der Liebe. Polemon kam ſeiner Hütte immer näher; ſchon ſah er die Pappelbäume, die ſich über das Dach wölbten, das ſeine Gattinn, und ſeine Tochter verſchloß. Sein Herz ſchlug heftig. Einige Schritte von ihm entfernt, ſtand noch ſeines Vaters Grab; Moos und Epheu deckten es, und dunkle Cipreſſen breiteten ihren Schatten um den Marmor. Die Einfalt der Inſchrift ſagte dem Wanderer, daß der Mann fromm und gut war, deſſen Gebeine hier moderten. Polemon warf ſich zur Erde, und netzte mit Thränen der Liebe das Grabmal. O mein Vater! rief er auf, o du!

deſſen

dessen zärtliche Sorgen die Tage meiner Kindheit bildeten, nimm dieses Opfer meines Gefühls zum Andenken meiner Liebe. Wenn ich je was Edles gethan habe, wenn ich je eine Thräne aus dem Auge des Elendes trocknete, so bin ich deinem Beyspiele diese That schuldig. Die Erinnerung an deine Güte war immer meinem Herzen heilig, und in den Herzen der Armen sind noch deine Wohlthaten eingegraben, die deine Güte verkündigen. Nach diesen Worten wandte sich Polemon gegen den guten Somar. Freund! sagte er, dieses Grabmaal hat Lamon der Asche meines Vaters gebauet — Lamon, der meinen Vater einst unversöhnlich haßte: allein Lamon ward durch Unglück arm, und mein Vater eilte hin, und theilte seine Heerden mit ihm, und entriß ihn dem Elende: Lamon war gerührt, sehnte sich aus, und ward sein Freund. Somar hörte der Erzählung Polemons mit jenem edlen Enthusiasmus zu, den nur der Tugendhafte kennt, und sein Herz fühlte sich stärker, er entschloß sich der Tugend seine Cleone aufzuopfern.

Nun waren sie an Polemons Hause. Ein Mädchen, schön, wie die Blume im Frühjahre, heftete ihren Blick auf Polemon

mon. Die Natur sprach, — selten betrügen ihre Ahndungen. Sie ists, Cleone, deine Tochter, Polemon! rief Somar. Schon ist Cleone in Polemons Armen; dieser zärtliche Vater netzte sie mit seinen Thränen. O meine Tochter! das wars alles, was er sprechen konnte. Cleone entriß sich den zärtlichen Umarmungen ihres Vaters; ungeduldig eilte sie, ihrer Mutter Polemons Rückkunft zu verkündigen.

Schon sprach das ganze Dorf von Polemon; der Ackersmann verließ seinen Pflug, der Schäfer die Heerde; Polemons Gattinn lag in seinen Armen; dort standen Polemons Freunde, da Cleone, seine Tochter, die zärtlich seine Hände küßte. Aus jedem Auge leuchtete die Freude; nur Somar war traurig und niedergeschlagen. In seinen Augen hatte Cleone neue Reitze; die Freude erhöhte die Schönheit ihrer Wangen; die Liebe gegen Polemon, die Güte ihres Blickes. Somar seufzte, und tief im Herzen fühlte er die Grösse von Cleonens Verlurst.

Binnen der Zeit, als Polemon die Freude ganz genoß, entfernte sich Somar, und stützte sein gedankenvolles Haupt an einen Baum. Da blickte er von weiten auf Polemons

lemons Wohnung hin. O glücklicher Setas! rief er auf, ich haſſe dich nicht, aber ich beneide dich um Cleonen. Als er ſo ſprach, hörte er in der Ferne das Geſchrey von Unglücklichen. Er eilte nach dem Orte hin, und es war Setas Wohnung. Unbarmherzige Gläubiger umrangen ſeine Hütte, und foderten ihre Bezahlung. Vergebens warf ſich die arme Mutter zu ihren Füſſen; vergebens ſchrie ſie: verſchonet meine Kinder! — Die Familie war dem Untergange nahe; da trat der junge Setas hervor. Unbarmherzige! rief er, ſchonet meine arme Mutter, und nehmet mich; ich will euch als Sklave dienen, bis unſere Schulden bezahlt ſind. Heute wäre ich Cleonens Bräutigam geweſen; aber ihr Grauſamen! ich will euer Sklave ſeyn, wenn ihr nur meine Mutter ſchonet. Setas arme Mutter hieng an dem Halſe ihres Sohnes, und nichts gleicht dieſer Szene. Somars Herz war gerührt. Ihr Barbaren! ſagte er zu den Gläubigern, wer giebt euch das Recht, Menſchen ſo zu mißhandeln? Haltet, Gefühlloſe! ſchonet dieſe Familie! dort auf der Ebne weiden meine beträchtlichen Heerden; ich gieb euch die Hälfte, um Setas Schulden zu bezahlen.

So sprach Somar, und Setas fiel zu Somars Füssen. Thränen hemmten den Ausdruck des Dankes, und Seufzer erstickten die Sprache des Gefühls. Somar entzog sich aber geschwind, und wollte sich nicht mit Dank lohnen lassen; er eilte zurück zu seinem Vater. Samada sah die Freude aus Somars Augen stralen. Bist du glücklich? Rief er; ist Cleone dein? — O mein Vater! erwiederte Somar, ich bin deiner würdig. Ich habe Cleonen der Tugend wegen entsagt, und Setas ist glücklich. Somar erzählte den Zufall, und Samada streckte seine Arme zum Himmel aus, und dankte den Göttern, daß sie ihm einen Sohn gaben, wie Somar war. O möchte er! so rief Samada, o möchte der Himmel ihn lange erhalten, und ihm Kinder geben, die ihm gleichen! — —

Somar war ruhig, das Bewußtseyn der Tugend war sein Trost; er dachte oft an Cleonen, weinte oft; aber tröstete sich wieder mit Setas Glück. So vergiengen drey Tage, als am vierten eine Menge von Schäfern und ländlichem Volke Somars Wohnung umrangen. Es war Polemon, Cleone war an Setas Seite; Blumenkränze waren in ihren Haaren, und sie

glich

glich einer Grazie, die so eben Jupiters Wohnung verließ. Somar erbilckte sie, und die Heftigkeit der Liebe erwachte ganz in seinem Herzen. Grausame! rief er; habe ich das um euch verdient? Seyd glücklich, aber martert mich nicht mehr durch Cleonens Anblick. — Da wollte er fliehen, aber Polemon eilte ihm nach. Cleone ist dein, rief er; sie liebt dich, und Setas tritt sie dir ab, gutthätiger Jüngling!

Somar konnte sich kaum fassen, es war, als träumte er; sein Blick sah erstaunt nach Cleonen. Polemon führte sie in seine Arme. Du bist mein! rief Somar, Cleone! du bist mein, bist du mein? Ist es kein Traum? Kann ich trauen? Keine Täuschung? — — Erhole dich, sagte Samada, der Himmel läßt nie die Tugend ohne Lohn. Somar kam zu sich; er umarmte Cleonen, umarmte ihren Vater, er umarmte den guten Setas. Alles freute sich über Somars Glück. Der Himmel segnete diese Guten; sie lebten lange, thaten Gutes, und waren glücklich.

Jeder Mensch hat seine Bürde, der Große, wie der Kleine, und dem Reichen, dem Mächtigen fehlt oft nichts, um glücklich zu seyn, als er selbst.

Der Elephant fühlt den Schmerz, wie die Mücke; jener bedarf einen grossen Platz zu seinem Ruhebette, diese den kleinsten. Raum und Größe verändert wenig in der Natur der Wesen: Geschöpf bleibt immer Geschöpf, ob es ein Elephant, oder eine Mücke ist.

Der König hat seine Bedürfnisse auf dem Throne, wie der Bettler in der Hütte: Der König kann im Purpur elend, und der Bettler in Lumpen glücklich seyn.

Der Mensch braucht wenig zu seinem Glücke. Die Natur giebt ihm alles; aber der Mensch raubte sich selbst, was ihm die Natur gab; daher ist der ein Weiser, der sich der Natur nähert.

Der Mensch ist in jedem Lande Mensch; Clima und Gegend modifiziren, aber ändern ihn nicht.

Tausendfältig ist die Modifikation, aber der Mensch bleibt immer Mensch: nur hier ist er es weniger, dort mehr.

Wer glücklich seyn will, muß das Glück kennen: es besteht in der Ruhe der Leidenschaften,

einſt der Kalender zu Nazar, ich lebe ſeit 80 Jahren in dieſer Einöde. Die Lüge und Verläumdung am Hofe waren Urſache, daß ich ihn verließ, und daß ich lieber das Krokodill, als den Menſchen, zu meinem Geſellſchafter wählte. Wenn du glücklich ſeyn willſt, Sohn! ſo verlebe deine Tage in der Hütte, die ich dir hinterlaſſe. Dieſes ſchlechte Dach ſchützet dich vor den Unfällen der Witterung, dieſer kleine Garten ſchenkt deiner arbeitſamen Hand ſo viele Früchte, daß du deinen Hunger ſtillen kannſt, und die Quelle dort löſcht deinen Durſt. Der Menſch hat wenig Bedürfniſſe, er iſt glücklich, ſo lange er wenige kennt, und wird unglücklich, ſobald er mehrere kennen lernt. Vor allem liebe die Wahrheit, denn das Schändlichſte in der Natur iſt die Lüge. Die Götter haſſen ſie, und Fluch der Menſchheit über den, der ihr vertraut iſt. Sollten die Götter dich je dieſer Einöde entreiſſen; ſollte es ihr Wille ſeyn, daß du einſt eine andere Beſtimmung von ihnen erhältſt, o Sohn! ſo verdränge nie die Wahrheit aus deinem Herzen; rede mit Offenherzigkeit und Muth, und haſſe die Verſtellung. Weder Eigennutz, noch Anſehen, Nazar! ſoll dich je bewegen, eine Lü-

ge zu ſagen; ſey immer aufrichtig, und rede die Wahrheit, und wenn es dich auch dein Leben koſten ſollte. So ſprach Tachel, und mit groſſen goldenen Buchſtaben war der Name der Wahrheit auf jeder Wand ſeiner Wohnung geſchrieben. Es ſchien, als wollte der alte Kalender, der zu ſchwach und zu furchtſam war, die Wahrheit ſelbſt zu ſagen, aus dem armen Nazar einen Zögling der Offenherzigkeit bilden, der mit der Zeit ihn wegen ſeiner Schüchternheit rächen ſollte.

Oft führte Tachel den Jüngling aufs hohe Gebirg. Er zeigte ihm dort die aufgehende Sonne; das prächtige Geſtirn, das der herumwandernde Parſis in Ehrfurcht anbethet. Dieſe Maſſa des Lichts, das in ſeinem reinſten Glanze die Felder Syriens erleuchtet, mein Sohn! ſchrie er dort auf, erhebe dein geblendetes Aug; ſieh, und bewundere! — Bilde dir ein in dem prächtigen Bilde der Sonne die Seele eines Wahrheitliebenden zu ſehen. Wenn der Geiſt der Wahrheit treu iſt, ſo glänzt er in den Augen des Ewigen, wie dieſer Mittelpunkt des Feuers, deſſen Bewegungen und Lauf der Unerſchaffene leitet, und den er mit ſeiner Majeſtät angethan hat.

So

So wußte der Kalender jeden Gegenstand der Natur für Nazar zu benutzen. Bald nahm er den rauschenden Bach, bald das lachende Feld, und bald die blühende Rose zum Sinnbild der Wahrheit.

Der giftige Stachel des kriechenden Insekts, der vergiftete Hauch zerstörender Winde waren Tachels Gemälde, unter denen er dem jungen Nazar die Lüge und die Verstellung abzeichnete. Es gelang ihm auch; Nazars Herz haßte unversöhnlich die Lüge. Tachel war vor Freude auſſer sich. So düften, sagte er, in dem glücklichen Arabien die Balsamgerüche der aufkeimenden Blumen um die Gegend von Adem, und verherrlichen diese irdische Eden. Traurig war aber die Täuschung des Kalenders; seine Aussichten verwandelten sich in Tod und Verderben.

Nazar verließ kaum die ersten Jahre der Kindheit, als Albufamars Grausamkeiten, der diese Gegend beherrschte, auch zu seinen Ohren kamen. Er schauderte vor der Erzählung zurück, und fluchte den Fluch der Menschheit über den Grausamen. Nazar war bey dem alten Kalender im Garten, und stützte sein Haupt traurig an einen Baum, und weinte heisse Thränen. Ta-

chel tröſtete ihn: aber ſie wanden ihre Hände gen Himmel, und betheten Fluch herab von den Höhen des Olimps über Albufamars Haupt. Verfinſtere, Herr! rief Tachel, die Farbe ſeines Geſichts, verkürze ſeine Lebenstage, und ſein Blut fließe, wie ein Bach von den Höhen Aſiens fließet. So und mehrers fluchte Tachel über Albufamar. Er glaubte von niemand behorcht zu werden, und lag ruhig die Nacht über in ſeiner Hütte. Der Morgen graute noch kaum, als Albufamar mit entblößtem Schwerte in Tachels Hütte trat. Tödtend war ſein Blick; zerſtörend ſein Auge. Du haſt mir geflucht, ſprach er zum Kalender, man hat dich behorcht, du mußt ſterben. Tachel zitterte, und er, der Mann, der die Wahrheit lehrte, war zum erſten ein Lügner. Er warf ſich zu Boden. Daß mich die Sonne nimmer beſcheine, ſprach er, daß mir der Tag zur Nacht, und das Licht zur Finſterniß werde, Herr! wenn ich je deiner geflucht habe? der iſt ein abſcheulicher Lügner, der dir das hinterbrachte. Wie würde Tachel je deiner fluchen können? Du biſt ja bekannt, daß du Güte und Liebe biſt. Geſtern habe ich um die Zerſtörung von Albufamars Feinden gebethen, und ein

Böſe-

Böſewicht muß meine Worte verdreht haben. So ſprach Tachel, legte kreuzweis die Hände auf ſeine Bruſt, und neigte ſich tief zur Erde. Albufamar zauderte, und war unſchlüßig, was er thun, was er glauben ſollte. Er ſah nach Nazar, und der Jüngling lächelte. Was lachſt du, Knabe! ſprach er. Ich lache, erwiederte Nazar, weil dich der Kalender betrog. Du biſt ein Abſchaum der Menſchheit. Ja wir haben dir geflucht, und ich fluche dir heute noch. Daß der Himmel unſere Flüche über dein Haupt wahr machen möchte! ſo ſprach Nazar, und Tachel ſank ſchon todt zur Erde, ermordet von Albufamars Hand. Nazar trat dem Tyrannen näher: itzt morde auch mich, ſchrie er — denn ich habe dir auch geflucht, und ich will eher ſterben, als eine Lüge ſagen. Jüngling! ſagte Albufamar, du fürchteſt den Tod nicht. Sag, was iſt die Urſache deines Muthes. Ich kann dich nicht betrügen, erwiederte Nazar; ich haſſe in der Welt nichts ſo ſehr, als die Lüge, ich haſſe dich. Und warum? fuhr Albufamar fort.

Nazar. Weil du ein Tyrann biſt, und weil deine Höflinge Böſewichter ſind.

Albufamars Bedeckung drang bey dieſen Worten auf den freymüthigen Nazar ein: er wäre auch ein Opfer des Todes geweſen, wenn nicht Albufamar ihrer Wuth Einhalt gethan hätte. Schonet dieſen Jüngling! rief er ſeiner Leibwache zu, er gefällt mir. Seine Freymüthigkeit hat einen Werth in meinen Augen. Er ſoll mit mir nach Hofe. Wie iſt dein Name?

Nazar. Ich heiſſe Nazar.

Albuf. So komm mit mir, Nazar! und erkenne an Albufamar deinen Beſchützer, deinen Freund: aber ſey immer aufrichtig, und rede immer die Wahrheit.

Nun war Nazar am Hofe, an jenem Orte, wo der Wahrheit ſo ſelten der Zutritt vergönnt wird. Umrungen von Höflingen und Schmeichlern, war er da wie eine ausländiſche Pflanze; bewundert, nicht wegen der Gröſſe ſeines Herzens, ſondern wegen ſeiner Seltenheit. Seit Jahrtauſenden iſt die Wahrheit immer aus den Paläſten verbannt, und man haſſet den Prieſter, der ihr Opfer bringt, und verlacht den als einen Thoren, der ihr anhängt. Nazar war aber ſeinen Grundſätzen getreu, und er, der vielleicht der gröſte Philoſoph an Albufamars Hofe war, war in den Augen

gen der Höflinge nichts beſſers als ein Hofnarr. Albufamar war immer grauſam, immer unmenſchlich — Nazar ſagte ihm täglich derbe Wahrheiten ins Geſicht; allein der Baſſa beſſerte ſich nicht; er lachte über Nazars ungeheuchelten freyen Muth, und bewahrte ihn auf, wie ein ſeltnes Thier in ſeiner Menagerie, das fremd und fürchterlich iſt, aber keinen andern Werth hat, als daß man es der Seltenheit wegen aufbehält.

Eines Tages ſagte Nazar zu dem Baſſa: ſiehſt du denn nicht, daß die Leute alle, die dich umringen, deine Freunde nicht ſind? Fühlſt du denn nicht, daß jedes Wort, das ſie dir ſagen, eine Lüge iſt, und kennſt du denn nicht, daß die Triebfeder aller ihrer Handlungen nur ſie ſelbſt ſind? Sie lieben dich nicht, ſie lieben nur ſich ſelbſt. Einer der größten Böſewichter iſt Satrap, der deine Füſſe leckt, wie eine Katze. So ſprach der Jüngling, und entlarvte dem Baſſa manchen Schmeichler. Allein bald merkten die Höflinge, was Nazar über den Baſſa vermögen könnte. Es iſt nöthig, ſagte Satrap, daß wir dieſen Menſchen entfernen, denn nach und nach könnte er uns gefährlich werden.

Kaum

Kaum ſtieg die Nacht auf Diarbeck herunter, und hüllte den Garten in tiefen Schatten an Albufamars Palaſt ein, wo Nazar noch die Stille des Abends koſtete, als zween Verſchnittene ſich des Jünglings bemächtigten, und ihn ſchier zu todte prügelten. Erſchöpft von Kräften, ermüdet, und hingeſtreckt konnte Nazar kaum mehr Albufamars Palaſt erreichen. Man fand ihn halb todt vor der Thüre des Baſſa. Albufamar ſchwur dieſe Unbild zu rächen. Es entdeckte ſich, daß Satrap der Urheber war; der Baſſa ließ ihn auf der Stelle erdroſſeln, und gab ſeine Güter dem Nazar.

Es iſt doch was herrliches um die Wahrheit, rief Nazar auf, und dachte nicht, daß ſeine Offenherzigkeit ſchon zweenen Menſchen das Leben gekoſtet hatte, und daß ſchon mehr als dreyßigmal das ſeinige auf der Spitze war. Er ermüdete nicht, unter Albufamars Obſorge immer der Wahrheit treu zu ſeyn, und er baute ihr täglich einen Altar ſelbſt in dem Tempel der Lüge. Die Bemerkungen waren unendlich, die Nazar am Hofe machte. Die Abgeſchmacktheit der Dichter, die Charlatanerien der Aerzte, die Alfanzereyen der Gelehrten, alles öffnete ihm ein weites Feld zu wah-

ren

ren Beobachtungen. Albufamar lachte immer, aber änderte nichts. Die Wahrheit hat eine Menge Feinde, und so hatte sie auch Nazar. Die unerträglichsten waren ihm die Dichter, denn die überhäuften ihn mit täglichen Satyren, Epigrammen und Pasquillen.

Selina war an Albufamars Hof; ein Mädchen, schlank und schön. Nazar sah sie, und liebte Selina. Nichts fehlte der Schönen Asiens; sie ward bewundert, und angebethet. Nazar liebte sie — heftig, wie die Flamme der ersten Liebe ist. Auch Selina war dem Jünglinge gut; allein auch in Asien herrscht Coquetterie, und Selina wollte mehrern gefallen. Das gefiel nun unserm Nazar nicht, und er eröfnete ihr ungescheut seine Denkart. Selina liebte den Tanz: so schön sie aber war, so schlecht tanzte sie. Tanzet doch nicht, Selina! sagte Nazar, ihr macht euch lächerlich, ihr seyd schön, aber ihr tanzet schlecht. Selina sprach kein Wort, sie entfernte sich, warf einen Blick voll Verachtung auf Nazar, und sah ihn von Stund an nicht mehr. Nach zween Tagen erhielt Nazar dieses Blatt von Selina:

Lieder.

Niederträchtiger Thor!

Die Gunſt des Baſſa verblendet Dich; fürchte ſeine Mißgunſt. Weißt Du nicht, daß Albufamar Dich nur zum Zeitvertreib am Hofe hat? Du biſt ſein Narr, und wenn Deine Schelle zu laut wird, ſo wirſt Du geprellt werden.

Selina.

Ah! rief Nazar bey Durchleſung dieſes Briefes auf, ah! mit dem Frauenvolk verträgt ſich die Wahrheit gar nicht. Hätte mir doch mein alter Kalender dieſes geſagt, ſo hätte ich Selina nicht verloren. Nazar liebte Selina vom Herzen, und der Verluſt ihrer Liebe ſchmerzte ihn unendlich. Er klagte ſein Unglück einem alten Diener des Baſſa.

Da habt ihr Unrecht gethan, ſagte der Alte, denn ihr habt Selina beleidigt.

Nazar. Beleidigt; — Um aller Huris willen! ich wollte ſie nicht beleidigen.

Diener. Das glaube ich wohl, aber die Wahrheit beleidigt durch ſich ſelbſt. Wer hat denn in ſeinem Leben gehört, daß man einem Frauenzimmer ins Geſicht ſagen dürfe, ſie tanze nicht ſchön. Es

kann

kann ja keine Grössere Beleidigung geben.

Nazar. Selina ist ein treffliches Mädchen, aber tanzen kann sie nicht.

Diener. Das ist es eben, was ihr Selinen nicht solltet ins Gesicht gesagt haben.

Nazar. Ich verstehe dich nicht.

Diener. Es wird schon noch eine Zeit kommen, wo ihr mich verstehen werdet.

Nazar war immer untröstlich, konnte auch nicht Verstehen, wie ihm Selina, die er so sehr liebte, dieses elenden Zwistes wegen verlassen konnte. Der Bassa scherzte oft mit ihm über Selinas Verlurst. Liebte dich denn Selina? sagte Albufamar.

Nazar. Ja.

Albuf. Wie weißt du das?

Nazar. Sie sagte mir es ja.

Da lachte nun jeder an Albufamars Tafel aus vollem Halse, als könnte wohl je ein Mädchen sagen, daß es liebe, ohne daß es auch so fühlte.

Lange Zeit blutete noch die Wunde, die Selina dem Jüngling schlug, und öfter seufzte Nazar, als er sich sagte, er liebe Selina nicht mehr. Nazar wäre vielleicht glücklich gewesen, wenn Selinens Verlurst

ihn Klugheit gelehrt hätte: allein Nazar folgte immer dem Hange seiner Offenherzigkeit, und vergaß in seiner Schreibtafel zu bemerken, daß das Frauenzimmer die Wahrheit nicht liebt.

An Albufamars Hofe lebten zwo Sklavinnen, Zedine und Fakis, Mädchen, die Schönheit und Verstand einander streitig machten. Albufamar wollte nicht allein, daß seine Geliebte schön, sondern daß sie auch verständig wäre, und war daher unschlüßig, ob er Zedinen oder Fakis wählen sollte. Du, sagte er eines Tages zu Nazar, du, der du Wahrheit auf deinen Lippen trägst, von deiner Entscheidung hängt meine Wahl ab. Besuche Zedinen, besuche Fakis, und entscheide, welche meiner würdig ist.

Fakis besaß ein auserordentlich glückliches Gedächtniß; sie wußte die berühmten Gedichte des persischen Dichters Merlana Giami auswendig, und ahmte sehr künstlich die arabischen Lieder des Sawti nach. Zedine aber machte weit grössere Ansprüche auf Weisheit; sie erklärte, wie Ibn Abbas, den Alkoran, behauptete, daß jeder Tag der Schöpfung tausend Jahre in sich hielt. Sie wußte die Länge und Breite des Paradie-

radieſes, wo der Prophet thronte. Sie erzählte von dem groſſen Fiſche Tehmout, der an dem Fußſchemmel eines Ochſen von 4000 Füſſen ruht. Haſſan el Barſi, der größte Skolaſtiker der Muſulmänner, hatte nicht ſo viele Kenntniſſe in den hohen Geheimniſſen, als Zedine. Nazar ſtaunte, da er dieſes alles hörte: als Zedine ihm aber weiters von den ſchönen Huris, von dem prächtigen Saphir erzählte, der eine halbe Welt im Unraume hat, und worauf der Fuß des Propheten ruhet, ſo lachte er aus ganzem Herzen, und ſein Urtheil war, daß Zedine und Fakis ſehr artige Mädchen wären, die einem Manne wirklich gefallen könnten; aber Geiſt, ſagte er, und Verſtand fand ich keinen, und ich rathe euch, Baſſa, fuhr er fort, euer ganzes Anſehen zu verwenden, um ſie aus ſchönen Mädchen zu vernünftigen Weibern zu bilden, das ſicher geſchehen wird, wenn Zedine aufhört, eine hirnloſe Reimerinn, und Fakis eine langweilige Pedantinn zu ſeyn. Albufamar erzählte den beyden Sklavinnen Nazars Urtheil. Man kann ſich einbilden, wie ſie ſich beleidigt fanden, und dachten nun auf Rache. Nazar fühlte bald ihren Zorn, denn er wurde eines Tages auf ſeinem

ne Bette abgeholt, einem Cameele auf den Rücken gebunden, und so gieng sein Weg gegen Basra, auf den persischen Golfo zu.

Nazar hatte nun Zeit genug zu überlegen, ob es allzeit gut sey oder nicht, zu sagen, was man denkt. Er folgte mit seinem Cameele der Caravanne, und vermißte doch nicht gar zu ungerne den Ort, wo die Wahrheit so übel empfangen war. Was verliere ich wohl, sagte Nazar, wenn man mich von Diarbeck verbannt? Ich habe da Selina verloren, bin geprügelt worden bis auf den Tod, und war täglich ausgesetzt, das Opfer eines unmenschlichen Bassa zu werden, der ohne Zweifel mich der Wuth seiner Sklavinnen preisgab. Nazar beruhigte sich, und als die Caravanne den dritten Tag in einer Wildniß sich lagerte, und ihre Cameele tränkte, genoß er die günstige Gelegenheit auszuruhen, und schlief sanft ein. Er erwachte erst nach einigen Stunden wieder, aber die Caravanne war schon weit fort, und Nazar sah sich nun allein in der Mitte dieser ungeheuren Wüste, und ausser einigen sehr geringen Nahrungsmitteln nicht das geringste mehr, was ihm die Caravanne hinterliß. Nazar folgte

eine

eine Weile den Fußſtapfen der Kamelthiere; allein bald war alle Hofnung für ihn verloren, denn er kam an einen groſſen reiſſenden Fluß, den er nicht überſetzen konnte.

Nazar verlor alle Hofnung, und glaubte nun in dieſer Einöde gewiß verſchmachten zu müſſen. Er dachte oft an Fakis, oft an Zedine, und rief zum öftern auf: es iſt meine Unklugheit, einem ſchönen Mädchen zu ſagen, daß ſie keinen Verſtand hat. Nazar ward aber vom Himmel erhalten, denn die Vorſicht, die ſein Herz kannte, wollte ihn durch Zufälle des Lebens zu wahrer Weisheit leiten. Ein Trupp verſchiedener Pilgrimme, die von Mecca zurückkehrten, nahmen ihren Weg nach Damas, und wanderten dieſe Wüſteneyen. Nazar flehte ſie um Mitleiden, und ſie nahmen ihn auf. Schüchtern betrachtete er dieſe Leute, die ſehr viel ähnliches mit einer Räuberrotte hatten, und er dankte dem Himmel, daß er keinen guten Fleck am Leibe hatte, um nicht die Begierde dieſer heiligen Trupp rege zu machen. So viel Zutrauen hatte Nazar auf die Pilgrimme. Er betrog ſich auch nicht, denn er ſah, wie ſie die Heerden anfielen, die Karavannen plünderten, und dieſes alles aus heiligem Eifer, denn es iſt billig, ſo

ten sie, daß die erhalten werden, die das Grab des Propheten besuchten.

Nazar konnte in seinem Herzen ihre Handlungen nicht billigen. Es wäre besser, sagte er, ihr wäret zu Hause geblieben, als daß ihr da wie müßige Tagdiebe herumschwärmt, und böse Thaten verübt. Kaum aber sprach Nazar, als sich ein allgemeines Geschrey wider ihn erhob. Der Bösewicht! riefen alle, der Gottlose! er entheiligt den Propheten. — Nazar sollte widerrufen, was er behauptet hatte. Nein, sagte Nazar, ich widerrufe nicht; es ist Wahrheit, was ich gesagt habe. Eure Andacht ist Gleißnerey. Der Ehrvergessene! erscholl es aus Aller Munde, er ist des Todes würdig; und Nazar wurde einstimmig verurtheilt, lebendig begraben zu werden. Schon war die Grube ausgegraben, als ein alter Araber, der sich selbst die Augen ausgestochen hatte, um die Eitelkeiten dieser Welt nicht mehr zu sehen, sich dem Jünglinge nahete. Er bath für ihn, und die Karavanne schenkte ihm das Leben in Rücksicht dieses heiligen Mannes. Nazar folgte ihm nach Damas, und sprach die ganze Reise durch kein Wort mehr, denn er fand, daß es noch weit gefährlicher ist, ei-

einem Andächtler die Wahrheit zu ſagen, als einer Coquette; dieſe, dachte er, verkaufen einen nur; aber jene laſſen einen gar lebendig begraben.

Schon näherte ſich die Karavanne der Stadt; die Pilgrimme ſchickten einen Abgeordneten zum Statthalter von Damas, und es wurden alle Anſtalten gemacht, die Karavanne würdig zu empfangen. Zwanzig Blinde, die zu Mecca ſich des Geſichts beraubt hatten, theilten ihren Segen aus; alles fiel ihnen zu Füſſen; der Baſſa ſelbſt. Nazar folgte ſeinem Erretter, denn er war der Anführer der Blinden — ein Rechtgläubiger, wie man ihn nannte, der ſiebenmal den Weg um Kaaba nahm, und daher von dem Propheten in die Geheimniſſe eingeweiht war. Er nannte ſich Cobar, und wurde öffentlich als Großprieſter ausgerufen. Alle beneideten Nazar um das Glück, des Großprieſters Cobar erſter Diener zu ſeyn: allein dieſes Glück dauerte für den guten Jüngling nicht lange, denn Nazar entdeckte bald, daß Cobar ein Betrüger war, daß er ſo gut ſah, als andere Menſchen, obgleich Cobar der Erſte der Blinden war. Dieß ärgerte den Nazar; er flüchtete zum Baſſa, und entdeckte ihm den heiligen Betrug. Cobar erhielt Nachricht davon, und der Großprie-

System
des
ganzen Bandes.

Karaktere und Grundsätze.

1. Einleitung zu den Erzählungen, und Beweise, wie der Mensch aus Mangel an Weltkenntniß unglücklich wird. Beyspiele aus Karakteren. Grundsätze, Ursachen, Folgerungen. Regeln der Klugheit.

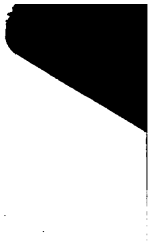
2. Vortheile des geselligen Lebens nach Wenzels philosophischen Werken. Nothwendigkeit der Klugheit im gesellschaftlichen Leben.

3. Von dem Umgange des Menschen. Von der Nothwendigkeit des Studiums ihrer Temperamente. Der Sanguinische, der Kolerische, der Pflegmatische, der Melancholische, geschildert aus Wenzels Grundsätzen.

Diese Grundsätze benutzt in Erzählungen.

1429-12-3

DEC 10 1953



COPY